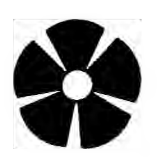
# Nordische Zukunft

## Zeitschrift des Nordischen Ringes e.V.



FOLGE 3/4 — 10. JAHRGANG 1984



*Sonnenwende*

*Das Jahr versinkt, das voll geblüht.*
*Du gehst mit jedem Schritt*
*ein Stückchen Wegs dem Daseinsende zu.*
*Sei unverzagt! –*
*An jedem Zweig ein Knösplein sprießt,*
*das auf den neuen Frühling weist.*

*Auch Du kannst niemals ganz vergehn,*
*wenn nur Dein Leben voll geblüht.*
*Auch Deiner harrt ein Frühlingstag*
*selbst dann, wenn keiner mehr Dich kennt.*
*Bleib froh und frei! –*
*Dies ist mein Glaube.*

Marianne Reuß-zur Lippe

## Erfolgreiche Feier in Horn

Die Feier, die der Nordische Ring und die Northern League gemeinsam vom 7. - 10. September 1984 in Horn durchführten, wurde ein voller Erfolg. Fast 400 Teilnehmer fanden sich zu der auch in der Presse beachteten Veranstaltung ein. Der Saal war mit Aquarellen zu Vorgeschichtsthemen, insbesondere Megalithgräbern von Dr. Haye W. Hansen geschmückt, und das kunstverständige Publikum bewunderte ferner die Arbeiten des flämischen Bildhauers Martelaere. Nachdem Jan Kruls und Dr. Wielant Hopfner der Tagung einen guten Verlauf gewünscht hatten, zeigte Herr Kruls zahlreiche Bilder des "Dreifusses" und erläuterte dieses Sonnensymbol. Anschließend fuhren die Teilnehmer zum westfälischen Freilichtmuseum. Dort sind in den letzten Jahren zahlreiche Höfe und eine Dorfanlage aus Westfalen aufgebaut worden, die sich in die wellige Landschaft vorzüglich einpassen. Neben einer Wassermühle, 2 verschiedenen Typen von Windmühlen fanden sich zahlreiche prächtige Höfe, Kätnerhütten, Schmiede und andere Werkstätten, die teilweise sogar in Betrieb waren. Den durch Betonburgen nicht verwöhnten Städteraugen wurde deutlich, wie durch Jahrhunderte hindurch ein der Landschaft angepaßtes Bauen entstanden war.

Prof. Reinerth hatte kurzfristig wegen einer Fußverletzung absagen müssen, und konnte der Tagung nur noch alles Gute wünschen. Deswegen wurde der Vortrag von Dr. Hansen über Felsbilder der Bronzezeit vorgezogen. Dr. Hansen zeigte aus seinem reichhaltigem Material zahlreiche Bilder und erläuterte sie. Insbesondere in Bohuslän in Schweden fanden sich zahl reiche Felsbilder, die Krieger, Schiffe, Flurumgänge, Götter und Szenen aus dem täglichen Leben darstellten. Die Bilder zeichneten sich durch einen hohen Abstraktionsgrad aus und wiesen so auf das wesentliche hin.

Der erste Abend wurde mit Filmen beschlossen. Der Gefährte Rusche zeigte einen Film über die 75-Jahr-Feier der Einweihung des Hermanns-Denkmals. Diese Anfang der 50-ziger Jahre durchgeführte Feier war damals im Detmolder Raum ein wahres Volksfest, das eine Woche lang gefeiert wurde. Es gab Umzüge, Ansprachen, ein Schützenfest , Autorallys und ähnliches. Damals bekannte man sich noch stolz zu seiner Vergangenheit, wohingegen die 100-Jahrfeier 25 Jahre später hinter verschlossenen Türen im kleinen Kreise stattfand - auch ein Beispiel für den Sinneswandel der Regierenden. Ferner wurde von ihm ein Film über die Yzerbeedefahrt gezeigt. Dieses ist ein Treffen, das alljährlich über Hunderttausend volksbewußte Flamen an dem Gefallenenehrenmal an der Yzer zusammenführt, wo sie ihr Flamentum beschwören. Ferner gedenken sie anderer unterdrückter völkischer Minderheiten in Europa .. Im Jahre 1974 - über das der Film lief - waren es die Südtiroler , deren die Flamen gedachten.

Den Abschluß machte ein Film mit sehr schönen Landschaftsaufnahmen aus Westfalen, der sich wohltuend in Form und Gestaltung vom Werk "moderner Filmemacher" abhob.

Der 8. 9. 1984 brachte zunächst den Vortrag von Jürgen Rieger "Was besagt uns die Tat des Arminius heute ? ". Zunächst brachte er einen geschichtlichen Rückblick und wies darauf hin, daß in diesem Jahr nicht nur die 1975--zigste Wiederkehr der Schlacht im Teutoburger Wald zu feiern sei, sondern auch die 2000-jährige Wiederkehr des Geburtstags von Armin. Da offizielle Stellen in diesem Lande dieser Tage nicht gedächten und auch die Bundespost Armin nicht einer Sondermarke für würdig erachtete, seien wir aufgerufen,

seiner zu gedenken. Jürgen Rieger wies darauf hin, daß nach der Auffassung von Ritter gerade hier in Horn das Römerlager gewesen sei, das Armin seinerzeit angegriffen hatte. Nach einer Nachzeichnung der damaligen Ereignisse kam er auf die Bedeutung Armins für uns heute zu sprechen. Ebenso wie damals droht uns heute die Überfremdung. Ebenso wie damals waren die Germanen zunächst uneinig, und fanden durch Einigkeit ihre Freiheit. Die Germanen hatten auch längst nicht die Stärke und Bewaffnung, um eigentlich den Kampf gegen die römische Fremdherrschaft zu wagen; aber trotz ihrer Unterlegenheit trug ihr Mut den Sieg davon. Der Vortrag wird als zweites Heft in der Schriftenreihe des Nordischen Ringes , der als erstes Heft bereits von Dieter Vollmer "Das größere Vaterland" herausgebracht hat , erscheinen, so daß hier nicht weitere Ausführungen gemacht zu werden brauchen.

Noch erfüllt von diesen Ausführungen begaben sich die Teilnehmer in die Wagen, um zum Hermanns-Denkmal zu fahren. Als sie es besichtigten, riß die Wolkendecke auf, und die Sonne beschien dieses großartige Denkmal von Bandel.

Anstelle des erkrankten Herrn Bruggen sprach Siegfried van Reeth über "Flämische Geschichte". Er legte dar, daß die Flamen mit den Niederländern zunächst eine gemeinsame Geschichte hatten, bis der Kunststaat Belgien vor ca. 150 Jahren aus machtpolitischen Erwägungen geschaffen wurde. In diesem Staat sind die Flamen von Anfang an durch die französich sprechenden Wallonen unterdrückt worden. Sie haben besonders im ersten Weltkrieg die größten Verluste gehabt, und gleichwohl wurde ihren Soldaten durch die Führungsschicht nicht die letzte Ehre erwiesen. Ihr ständiger Kampf um die Bewahrung ihres Volkstums gegen die Französisierung hat in Flandern aber das Nationalbewußtsein zu einer Selbstverständlichkeit für zahlreiche Flamen werden lassen, so daß sie dem Sprachenkampf gelassen entgegen sehen können. Ein Problem sind aber auch in Flandern die in den letzten Jahren zugewanderten Türken und Südländer, die ein neues und erheblich größeres Problem für Flandern bedeuten.

Es wurde sodann von Wolfgang Nahrath ein Kulturfilm über die Wikinger gezeigt, der darlegte, daß deren Bezeichnung als Räuber und Plünderer einseitig ist. Sie waren auch Kulturbringer, Händler und Entdecker.

Anschließend hielt der Vorgeschichtsforscher Jürgen Spanuth seinen Lichtbildervortrag über den Atlantisbericht als "Germania" der Bronzezeit. Er zeichnete ein gewaltiges Epos über unsere Vorzeit, denn die Scharen, die1200 v. d. Zr. gegen Ägypten stürmten, waren Menschen aus dem Norden. Jürgen Spanuth zeigte ihre Wanderwege, ihre Waffen, ihre Schiffe, ihren Werdegang und ihre kulturelle Bedeutung für Griechenland und den vorderen Orient. Eine Tragödie spielte sich im Nildelta ab, wo die Segelschiffe der Nordmeervölker bei Flaute auf Entfernung durch die Ruderschiffe des Ägyptenkönigs mit Pfeil und Bogen beschossen wurden, und sodann mit Enterhaken die Schiffe zum Kentern gebracht wurden, so daß es zum typisch germanischen Kampf Mann gegen Mann auf den Schiffen gar nicht kommen konnte, und zahlreiche Nordleute den Tod fanden. Als Phönizier sind sie dann später als Nachbarvolk der Ägypter bekannt geworden.

Beim anschließenden germanischen Abend wurde zunächst durch die W J ein humorvolles Stück über die Schlacht im Teutoburger Wald aufgeführt, wobei 2 Rundfunkreporter - einer vom römischen Rundfunk, einer vom Radio freies Germanien, als Reporter hautnah von den Ereignissen berichteten, wobei gelegentlich Nachrichten mit Bezug zur Gegenwart eingeblendet wurden. Herzliches Lachen belohnte die Darsteller. Anschließend wurde gesungen und ge-

tanzt, wobei zunächst einige uralte Tänze, beispielsweise ein Schwerttanz und ein Bändertanz, vorgeführt wurden, und dann Volkstanz für alle ausgerufen wurde. Der Abend schloß weit nach Mitternacht.

Der nächste Tag brachte ein ernstes Thema, in dem Mr. Thompson über die Einwandererentwicklung in Groß-Britannien sprach. Er legte zuerst in Lichtbildern die landschaftliche Schönheit der britischen Inseln dar, um dann auf die gegenwärtig bedrohliche Bevölkerungsentwicklung einzugehen. Die Zahl der Fremdlinge wachse ständig; es sei eine große Zahl von illegalen Einwanderern vorhanden. Die Polizei sei in manchen Stadtteilen bereits machtlos. Er und seine Freunde bringen junge Engländer aus den Arbeitervierteln in Lagern auf das Land, um ihnen die Schönheit Englands zu zeigen, wofür es sich einzusetzen lohnt. Auch in England werden Menschen, die sich für ihr Volk einsetzen, gerichtlich verfolgt. Die mit großem Nachdruck vorgetragenen Ausführungen konnten wegen der klaren Aussprache des Vortragenden auch von den zahlreichen deutschen Teilnehmern gut verstanden werden.

Ferner hielt Mr. Wardle einen Vortrag über den mutmaßlichen Ort der Hermannsschlacht. Er legte die verschiedenen Auffassungen hierzu dar. Dies war eine gute Ergänzung zum Vortrag von Jürgen Rieger.

An der gemeinsamen Gesprächsrunde nahmen Jan Kruls (Niederlande), Mr. Thompson und Mr. Wardle (England), Dr. Hopfner und Jürgen Rieger (Deutschland), der Bildhauer Martelaere (Flandern) , Frau Sommerfeld (Schweden) und Dr. Pedersen (Dänemark) teil. Alle Beteiligten waren der Auffassung, daß die Zuwanderung von Bevölkerungsmassen aus dem Süden das größte Problem ihrer Völker heute sei. Man war sich ferner einig, daß die Zusammenarbeit zwischen den verschiedenen germanischen Völkern auf jeden Fall verbessert werden muß. Es wurde als erforderlich angesehen, nicht undifferenziert "Ausländerrückführung" anzustreben, da staatsrechtlich Österreicher , Flamen, Schweden oder Engländer hier "Ausländer" seien. Mr. Wardle wies darauf hin, daß es in der englischen Sprache die Unterscheidung zwischen "alien" und "foreigner" gäbe, wodurch der Unterschied zwischen zur Bevölkerung genetisch passenden Menschen sowie anderen dargestellt werde. Aus der Versammlung wurde der mit Zustimmung aufgenommene Vorschlag gemacht, man solle die Ausländer, die biologisch nicht zu uns passen, als "Fremdlinge" bezeichnen, womit der Unterschied hinreichend deutlich werde.

Anschließend wurden - in strömendem Regen - in Oerlinghausen die dortigen vorgeschichtlichen Bauten besichtigt. Die Führerin legte dar, daß gerade auf dem Vorgeschichtsgebiet in den letzten Jahrzehnten einige neuere Erkenntnisse zum Hausbau durch verbesserte Grabungsmethoden gewonnen worden seien, so daß heute die Rekonstruktion bestimmter Bauten anders als früher ablaufe. Auch dieses Freilichtmuseum befindet sich ebenso wie das westfälische noch im Aufbau.

Prof. Schulz berichtete anhand von Lichtbildern über historisches Geschehen im Nachhall von Dichtung und bildender Kunst. Durch geschickt ausgewählte Lichtbilder verstand er es, uns die Kunstwerke der Vergangenheit nahezubringen.

Nach dem Abendessen sprach sodann Dr. Hansen über 5000 Jahre germanischer Vorzeit. Auch seine Lichtbilder zeigten uns die Höhe des kulturellen Lebens unserer Vorfahren.

Am Montag wurden dann noch die Externsteine besichtigt. Sie enthalten die älteste in unserem Raum überlieferte Darstellung der Irminsul. Jürgen Rieger berichtete über die Grabungsergebnisse in den 30- iger Jahren an diesem

Zentralheiligtum verschiedener germanischer Stämme.

Alle, die an diesen Tagen dabei waren, haben aus diesem denkwürdigen Erleben Kraft und Zuversicht für eine gemeinsame germanische Zukunft geschaffen. Für den Nordischen Ring hätte es keine bessere Feier zum 10-jährigen Bestehen geben können, als diese Tagung. Selbst diejenigen, die mit unserer Vorgeschichte vertraut sind, haben etliches Neues erfahren können. Die Gespräche zur politischen Gegenwart zeigten, daß letztlich alle germanischen Völker in einem Boot sitzen, und sich bei der Lösung ihrerProbleme helfen sollten. Bis nachts um 3.oo Uhr fanden die Aussprachen zwischen den Vertretern der verschiedenen Völker statt, und es wurden viele neue Kontakte geknüpft. Armin der Cherusker hätte an dieser Feier seine helle Freude gehabt!

## VON UTRECHT BIS INNSBRUCK

Die unmittelbarste Auswirkung des Rassischen in der Musik ist das Volkslied, schlechthin „die tönende Seele eines Volkes". Es stellt das kostbarste Kleinod nationaler Musikkultur dar und ist Unterpfand ihrer Gesundheit und ihres Bestandes. Die Geschichte des Volksliedes ist Ruhm und Gericht für ein Volk.

Die Anfänge des Volksliedes verlieren sich bis in die frühesten Zeiten unseres Jahrtausends. Es begleitet die Geschichte des Volkes in Ruhm und Tragik. Am Anfang steht die Gemeinsamkeit niederländischen und deutschen Liedgutes auf Grund gemeinsamen niederdeutschen Stammes. Es sei nur erinnert an ein Lied, das im 12. Jahrhundert in Flanderns Gauen erklang, und das dann von den unternehmenden Seefahrern der Hansa verbreitet wurde und heute noch im Volksliedschatze Schwedens und des Baltenlandes erhalten ist, das Lied der flämischen Bauern, die ins Ostland, nach dem deutschen Kolonialland zwischen Elbe und Oder, auswanderten:

Naer Oostland willen wij rijden,<br>
Naer Oostland willen wij mêe,<br>
Al·over die groene heiden,<br>
Frisch over die heiden,<br>
Daer is er een betere steê.[235])

Ähnlich ist es mit den Liedern von den „Twee Conincskinderen", von dem „Sneeuwwit vogeltje" und anderen. Aber nicht so sehr die lyrische Art dieser Lieder eignet dem niederländischen Volkslied, sondern mehr die epische. Das ist aus der Geschichte allzuverständlich: die ständigen politischen Wirrnisse und Kämpfe um die Erhaltung der eigenen Art ließen kaum lyrische Geruhsamkeit zu. So kündet denn das flämische Volk in der Folge seiner spannungsreichen Geschichte gerade im Liede sein völkisches Schicksal: unser altes Studentenlied vom „Pierlala" läßt in seiner verhunzten und völlig entstellten Form kaum noch ahnen, wie darin das erschütternde Schicksal des von der romanischen Flut gefährlich umbrandeten flämischen Volkstums gekündet wird.[236]) Auch die übrige reiche Fülle der Volkslieder ist so stark mit dem geschichtlichen Schicksal Flanderns verknüpft, daß man fast daraus allein eine ganze Geschichte Flanderns zusammenstellen könnte. Von solchen Liedern sind das „Lied von Ypern", das Lied von den zwei Kreuzfahrern, das Geusenkampflied und das Altniederländische Dankgebet auch bei uns in Deutschland bekannt.

Der eigentliche Liederfrühling war im 14. Jahrhundert. „Da gab es besonders in Flandern einen wahren Überfluß an Volksdichtern, deren Mittelpunkt das lebensprühende Brügge war. Rheinische und flämische Sänger verkehrten hier im Austausch ihrer heimatlichen Lieder, und manche Perlen der Volksliedkunst, die uns in mehrfachen Fassungen gleichwohl in Flandern wie in Deutschland vorliegen, hatten hier ihren Ursprung."[237]) Aber das Verhängnis kündet sich schon an durch eine im 15. Jahrhundert beginnende Verwelschung. Wirksames Gegengift blieb die unmittelbare Einwirkung durch die deutsche Dichtung. G. Kalff geht den Spuren dieser Einwirkung nach und weist hin auf Worte wie „liefeigen", „koningin" und andere (als Anrede oder Preis der Geliebten), die typisch deutsches Lehngut seien.[238]) Dabei muß man aber ebenso wie bei einer Äußerung Friedenthals, daß „die Beeinflussung des so eng verwandten deutschen Volkes dem Volkstum der Niederländer niemals geschadet habe, ja, daß man sich zufrieden geben könne, daß dieser deutsche Einfluß sich durch das ganze 15. Jahrhundert zieht, da er die langsam sich einschleichende Verfranzung gewissermaßen überdeckte",[239]) bedenken, daß für die damalige Zeit von einem niederländischen Volkstum im heutigen Sinne nicht gesprochen werden kann; jene Gebiete entwickelten erst im Laufe ihres Freiheitskampfes gegen Spanien von der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ab eine eigene niederländische Schriftsprache, die dann immer mehr an die Stelle der bisherigen niederdeutschen Dialekte trat.[240]) Im 16. Jahrhundert beobachten wir ein förmliches Ringen um die niederländisch-germanische Seele im Volkslied von Seiten Frankreichs und Deutschlands. Ein jäher Aufstieg erfolgte in dem Kampflied der Geusen, mit dem noch einmal ein großartiger Höhepunkt in der Geschichte des niederländischen Liedes erreicht wurde. Ebenso jäh aber auch erfolgte der Abstieg. Die gedeihliche Verbindung mit Deutschland ging verloren, und der allzunüchterne Geist des nordniederländischen Kalvinismus befruchtete nicht den Wachstumsboden des Gemütes, aus dem nur das Volkslied sprießen kann. Die ganze herrliche Geschichte des niederländischen Volksliedes versandete schließlich in dem gespreizten Getue der Rederijkers, deren Verwandtschaft mit den deutschen Meistersingern wohl auf den ersten Blick auffällt, die aber die bescheidene Größe ihres deutschen Vorbildes nicht einmal erreichten. Die durch alles Fremde verschrockenen und verschüchterten Geister des Volksliedes suchten Unterschlupf beim bescheidensten und gedrücktesten Volke in Südniederland, um in der Verborgenheit auf den Tag der Auferstehung zu warten. Dort blieb das nicht der Verstädterung verfallene Volk in seinen Wurzeln gesund und gab einzig damit die Gewähr für ein späteres kulturelles Aufblühen des Liedes. Beim groben Bauernvolk verbarg sich das Volkslied zu einem hundertjährigen Dornröschenschlaf, bis es der Deutsche Heinrich Hoffmann von Fallersleben wieder erweckte (siehe Seite 147 ff.).

*

Der pflanzenhafte Wuchs des Volksliedes bestimmt die niederländische Seelenlandschaft. Da hinein fügen sich die Gebilde des Menschengeistes, die aus der Naturlandschaft eine Kulturlandschaft machen. Damit das eine aber auch ganz dem anderen in harmonischem Zusammenklang begegnet, muß der künstlerische Bildner tief in der Seelenlandschaft seines Volkes wurzeln. Das ist leuchtender Ehrentitel für die große Zeit niederländischer Musik, für das 15. und 16. Jahrhundert. Hier war hohes musikalisches Künstlertum in gemeinsamer Schicksalsverbundenheit mit den anderen Künsten in der Volksseele verwurzelt. Diese Verwurzelung verbürgte den „Geist des Ganzen", aus dem nur große Kunst

wachsen kann. Die Kunst als Geistesäußerung eines Volkes zeugt so in der geschlossenen Einheitlichkeit ihrer verschiedenen Gebiete von einem starken Volke.

Ohne einem unwirklichen Romantizismus anzuhangen, kann man wohl füglich behaupten, daß gerade im Mittelalter die verschiedenen Künste vom „Geiste des Ganzen" zu harmonischer Lebens- und Schicksalseinheit zusammengefaßt waren. Wo könnte man das eindringlicher erfahren als gerade an der altflämischen Kulturwelt? Die Musik der Okkeghem,[241]) Obrecht[242]) und anderer lebt wesensmäßig als klingende Seele in den alten Kathedralen Flanderns, so wie die farbigen Blütenwunder der van Eyck, Memling und anderer Maler gleich wesensmäßig dem architektonischen Gewirk derselben Bauwerke entsprießen.[242a]) Und darinnen betet die hochgemute Seele eines Ruusbroec, einer Hadewych und anderer. Es war eine Formenwelt von unendlicher geistiger Spannweite, unendlich und doch geschlossen; die Spannweite so unendlich wie die zwischen Gott und Mensch, zwischen Himmel und Erde, überwölbt von einem Glauben, der die stärksten Gegensätze des Lebens zu harmonischer Geschlossenheit zwang. In dem Basilika-Bau der gregorianischen Kunst richtete die frühe Mehrstimmigkeit vorläufig erst kleine Votivwinkel ein: einzelne beliebige Teile des Meßgesanges wurden mehrstimmig gestaltet ohne Rücksicht auf ein zyklisches Ganzes. Immer mehr aber weitet sich die neue Kunst zur Großarchitektur, und zwar im Zeichen der Gotik beginnend mit den Meisterwerken der „Pariser Motette" (13. Jahrhundert) bis zu den großartigen tönenden Kathedralen eines Obrecht, eines Josquin,[243]) eines Clemens non papa,[244]) eines Lassus.

In der Zeit dieser Größe war es, wo die Niederländer ihre musikalischen Sendboten in alle Welt hinaussandten. Ohne ihre Meisterschaft ist kein Palestrina oder Gabrieli zu denken. Der Herrscher, in dessen Reich die Sonne nicht unterging, hatte Nicolas Gombert aus Brügge zum Leiter der kaiserlichen Kapelle bestellt und ihm so die spanischen Lande zur Eroberung für die flämische Musik überantwortet.[245]) Niederländische Meister waren es auch, die entscheidend die deutsche Musik bestimmten, und zwar nicht als Fremdlinge, sondern als Nächstverwandte, mag auch die Niederländer-„Mode" manche anmaßende Größe dritter und vierter Ordnung über Gebühr gestützt und manchem tüchtigen deutschen Meister dabei die Luft zum Leben abgeschnitten haben. Alles in allem bedeutete der Einfluß der Niederländer auf die deutsche Musik des 16. Jahrhunderts aber einen entschiedenen Auftrieb. Dabei kommt die innere Verbundenheit der niederländischen Künstler zum deutschen Volksgenius noch besonders zum Ausdruck durch ihren bedeutsamen Beitrag zur Entwicklung des deutschen Kunstliedes. Helmut Osthoff verdanken wir die eindrucksvolle Darstellung dieses Vorganges: „Selbst den Forscher, der sich speziell mit der Geschichte des älteren Liedes befaßt hat, dürfte die Feststellung überraschen, daß die von flämischen, holländischen und wallonischen Meistern herrührenden Gesänge mit hochdeutschen Texten eine Literatur von mehr als 1000 Kompositionen bilden, an der über 30 Tonsetzer beteiligt sind. Wichtiger aber als der äußere Umfang dieses Beitrages ist die innere Verflechtung des Niederländertums mit dem deutschen Liede."[246]) Die verschiedenartigen Meister vermählten das klassische Musikerbe ihres Geburtslandes mit dem Geiste ihrer neuen Wahlheimat. Lassus, Isaak,[247]) Philipp de Monte,[248]) le Maistre[249]) begründeten den musikalischen Weltruhm der Städte München, Wien, Prag und Dresden und verbanden im 15. und 16. Jahrhundert Niederdeutschland mit Oberdeutsch-

land, während der Nordniederländer Sweelinck,[250]) in dem die volle klassische Kunst der Niederländer um 1600 noch zu einer Spätblüte kam, in besonderer Weise die musikalische Brücke nach Niederdeutschland schlug. Er bestimmte auf Generationen hinaus die Kunst der niederdeutschen Orgelmeister, zumal die Buxtehudes in Lübeck und damit mittelbar auch die Kunst Johann Sebastian Bachs. Die deutsche Musik wuchs zur Weltgröße empor, die niederländische aber verfiel. Die niederländischen Gebiete waren zerrissen; die Verbindung mit Deutschland war abgebrochen. Wie das Volkslied versandete, schien auch in der Kunstmusik die Zersetzung unaufhaltsam. Da wurden noch einmal alle Kräfte der flämischen musikalischen Klassik zusammengefaßt von dem größten Sproß fränkischen Blutes, Ludwig van Beethoven. In der Auseinandersetzung mit den Kräften der deutschen Klassik wuchs er neben Johann Sebastian Bach zum größten musikalischen Architekten und Plastiker und damit zum größten Musiker der Geschichte empor. Das Vermächtnis der flämischen Altklassiker war gerettet. Die flämische und holländische musikalische Provinz aber verfiel immer mehr dem zersetzenden Einflusse Frankreichs, bis sie im 19. Jahrhundert den Anschluß an die deutsche Musik wieder fand und in den Flamen Benoit und Tinel zu neuer Größe erwuchs (siehe Seite 161/162).

Dabei war die Entscheidungsfrage eines arteigenen niederländischen Musikwesens, ob Frankreich oder Deutschland dabei Pate stehe, den Verantwortlichen durchaus bewußt, stärker bei den Flamen[251]) als bei den Holländern,[252]) eine Besinnung, die bis zur Gegenwart ständig wuchs und sich — bei Niederländern und Deutschen — immer mehr verdichtete zum Gesamtbewußtsein germanischer Musikkultur.[253])

---

[235]) Mit Oostland ist hier Deutschland und besonders das Land an der Ostsee verstanden; „doch wissen das die Volkssänger meist nicht. Das Lied soll aus dem 12. oder 13. Jahrhundert stammen und ist in Brabant, besonders um Kempen und Diest, zu Hause, wo es am Johannistage gern von den Bauern gesungen wird, die neue Mägde geheuert haben und mit ihnen auf blumengeschmückten, mit vier oder sechs Pferden bespannten Landwagen in die heimischen Dörfer zurückkehren. Vor jedem Wirtshaus wird angehalten und getrunken und dann bei der Weiterfahrt das Lied angestimmt." (A. Friedenthal: a. a. O., S. 35). — Siehe im Text S. 50 ff.

[236]) „Dieses Lied aus der Zeit der Raubzüge Ludwigs XIV. ist noch im flämischen Belgien gut bekannt. Die Melodie erscheint in mehrfachen Fassungen. Bei großen politischen Ereignissen pflegt Pierlala aus seinem Grabe zu steigen und als wälscher Epimenides das flämische Volk vor drohenden Gefahren zu warnen. Der Kehrreim enthält jedesmal ein paar französische Brocken. — Pierlala freit ein Mädchen, verpraßt sein und ihr Geld, verläßt sie, geht unter die Soldaten, begegnet dem Teufel, reißt aus vor ihm, stellt sich tot, stößt den Deckel seines Sarges auf, überrascht seine Freunde, wie sie sich um seine letzten Güter zanken, wirft sie hinaus, versöhnt sich mit seinem Weib und bleibt fortab ein braver Mann." (A. Friedenthal: a. a. O., S. 35).

[237]) A. Friedenthal: a. a. O., S. 15.

[238]) G. Kalff: Het lied in de Middeleeuwen, Leiden 1884, S. 328 ff.

[239]) A. Friedenthal: a. a. O., S. 15.

[240]) Siehe im Text S. 126 ff.

[241]) Jan van Okkeghem wurde etwa um 1430 in Okkeghem a. d. Dender (bei Aalst) geboren und starb 1495 in Tours als Kanonikus; er ist der Meister des durchimitierenden a capella Stils.

[242]) Jakob Obrecht, um 1453 wahrscheinlich in Bergen op Zoom geboren, war von 1479—84 Kapellmeister in seiner Geburtsstadt, von 1484—85 in der gleichen Eigenschaft an der Kathedrale zu Kamerich (Kamerijk, Cambrai) und von 1486—91 in derselben Stellung an St. Donatus zu Brügge. Seine Tätigkeit wurde nur durch eine Reise nach Ferrara im Jahre 1487 unterbrochen. 1491 wurde Obrecht an der Liebfrauenkirche zu Antwerpen ernannt, wo sein Name bis zum

24. Juni 1496 in den Archiven vorkommt. Dann ging er zurück nach Bergen op Zoom, wurde zwei Jahre später von neuem in Brügge ernannt und kehrte am 24. Juni 1501 nach Antwerpen zurück. 1504 ging er noch einmal nach Ferrara, wo ihn 1505 die Pest hinraffte (nach den neuesten Forschungen von Anny Piscaer, hauptsächlich auf Grund des Gemeindearchivs von Bergen op Zoom, erschienen in „De Sinte Geertruydtsbronne" in Bergen op Zoom, 1938). Anny Piscaer widerlegt neben anderen Legenden auch die, daß Obrecht in Utrecht gewesen und dort Erasmus von Rotterdam musikalischen Unterricht erteilt haben soll. — Er bildete in ähnlicher Weise wie Okkeghem den durchimitierenden a cappella Stil weiter und erlangte dabei größte Virtuosität in der Beherrschung kontrapunktischer Formen, während Okkeghem ihn an Erfindung und Ausdruckskraft wohl übertraf.

[242a]) Siehe die Ausführungen von Konrad oben auf S. 69 f.

[243]) Josquin de Près, geboren 1450 im Hennegau, wahrscheinlich zu Condé gestorben 1521, Schüler von Okkeghem, war tätig in Mailand, Rom, Kamerich, Modena, Paris und Ferrara. Seine Autorität galt überall, auch in Deutschland, wie es am besten Luther in seinem Lobspruch auf ihn bezeugt (siehe Anm. 212 u. 231).

[244]) Clemens non papa genoß in seiner Zeit ein so großes Ansehen, daß man ihn von seinem Zeitgenossen, dem Papste Clemens VII., unterscheiden zu müssen glaubte. Sein Geburtsjahr ist um 1500 anzusetzen; 1558 ist er nicht mehr unter den Lebenden. Um 1550 war er Kapellmeister an der Kathedrale in Antwerpen. Seiner Kunst eignet eine starke Ausdruckskraft, die schon die starke dekorative Barockgeste eines Rubens musikalisch vorwegzunehmen scheint. Außer zahlreichen kirchlichen Werken schuf er seine „souterliederkens", volkstümliche Weisen in einfachstem künstlerischen Satze zu Texten in der Volkssprache, wodurch er dem niederländischen Volkslied besonders verbunden ist.

[245]) Josef Schmidt-Görg: Nicolas Gombert, Bonn, 1938.

[246]) Helmut Osthoff: Die Niederländer und das deutsche Lied (1400 bis 1640), Berlin 1938, S. 10.

[247]) Heinrich Isaak, geboren um 1450 als „filius Ugonis (Huygens?) de Flandria", gestorben 1517 in Florenz, Hofkomponist Kaiser Maximilians I. Er schlug am wirksamsten die musikalische Brücke zwischen Niederdeutschland und Oberdeutschland. In Italien wird er schlechthin „Heinrich der Deutsche" (Arrigo Tedesco) genannt. (Siehe auch oben S. 50 u. 98.) Neben seinem Motettenwerk, dem „Chorale Constantinum" pflegte er besonders das künstlerische deutsche Chorlied, das er als Gattung begründete. Volkstümliches Zeugnis davon ist heute noch sein „Innsbruck, ich muß dich lassen".

[248]) Philippus de Monte, geboren 1521 zu Mecheln, gestorben 1603 in Prag, schlug in ähnlicher Weise wie Isaak im Dienste des deutschen Kaisers die musikalische Brücke vom Niederdeutschen zum Oberdeutschen. Er gilt besonders als der Großmeister des niederländischen Madrigals; doch können sich auch seine kirchlichen Werke an Kunstwert mit den größten Beispielen seiner Zeit messen.

[249]) Von Matthäus le Maistre ist seine Herkunft aus den Niederlanden bezeugt; er kam 1554 als Hofkapellmeister nach Dresden und starb dort 1577. — Vgl. Anm. 212.

[250]) Jan Pieterszoon Sweelinck, geboren 1562 zu Deventer, gestorben 1621 zu Amsterdam, gab der Orgelkomposition ihre erste künstlerische Reife, insbesondere in der Form der Orgelfuge und Orgelphantasie. Dieses künstlerische Erbe übernahmen von ihm die norddeutschen Orgelmeister, insbesondere Scheidemann in Hamburg (gest. 1663) und Weckmann in Hamburg (gest. 1674). Die zahlreichen deutschen Schüler brachten Sweelinck die Bezeichnung des „deutschen Organistenmachers" ein.

[251]) Floris van der Mueren: Vlaamsche Muziek en Komponisten in de XIXde en XXste Eeuw, 's Gravenhage 1931.

[252]) Henk Badings: De hedendaagsche Nederlandsche Muziek, Amsterdam o. J.

[253]) Siehe zu dem ganzen Abschnitt den Aufsatz von Th. B. Rehmann: Musik der Niederlande („Zeitschrift für Musik", 108. Jg., Heft 5, Mai 1941, S. 293—299).

Beitrag von Th.Rehmann in dem Sammelband von R.P.Oszwald "Deutsch-niederländische Symphonie", S.120 ff

# Burgen aus der Wikingerzeit

## Nordische Ringwälle um das Jahr 1000

Die deutschen Burgen am Rhein sind weithin bekannt. Wer aber kennt die Burgen der Wikingerzeit in Dänemark? Man hatte wohl von den norwegischen Wikingerschiffen von Gokstad (1880) und Oseberg (1903) in dem eigens für sie gebauten Museum auf der Oslo gegenüber liegenden Halbinsel Bygdøy gehört, aber selten etwas über die oftmals als „Kasernen" bezeichneten Ringburgen in Dänemark. Nur fünf Kilometer westlich von Slagelse auf Seeland liegt die Wikingerfestung Trelleborg. Eine andere Burg liegt bei Fyrkat unweit Hobro auf Jütland. Aggersborg ist die dritte Wikingerburg am Limfjord, der früher einen freien Ausgang in die Nordsee hatte und endlich ist Nonnebakken unter dem heutigen Odense auf Fünen als die vierte befestigte Anlage am Ende des ersten Jahrtausends n. Zw. zu nennen.

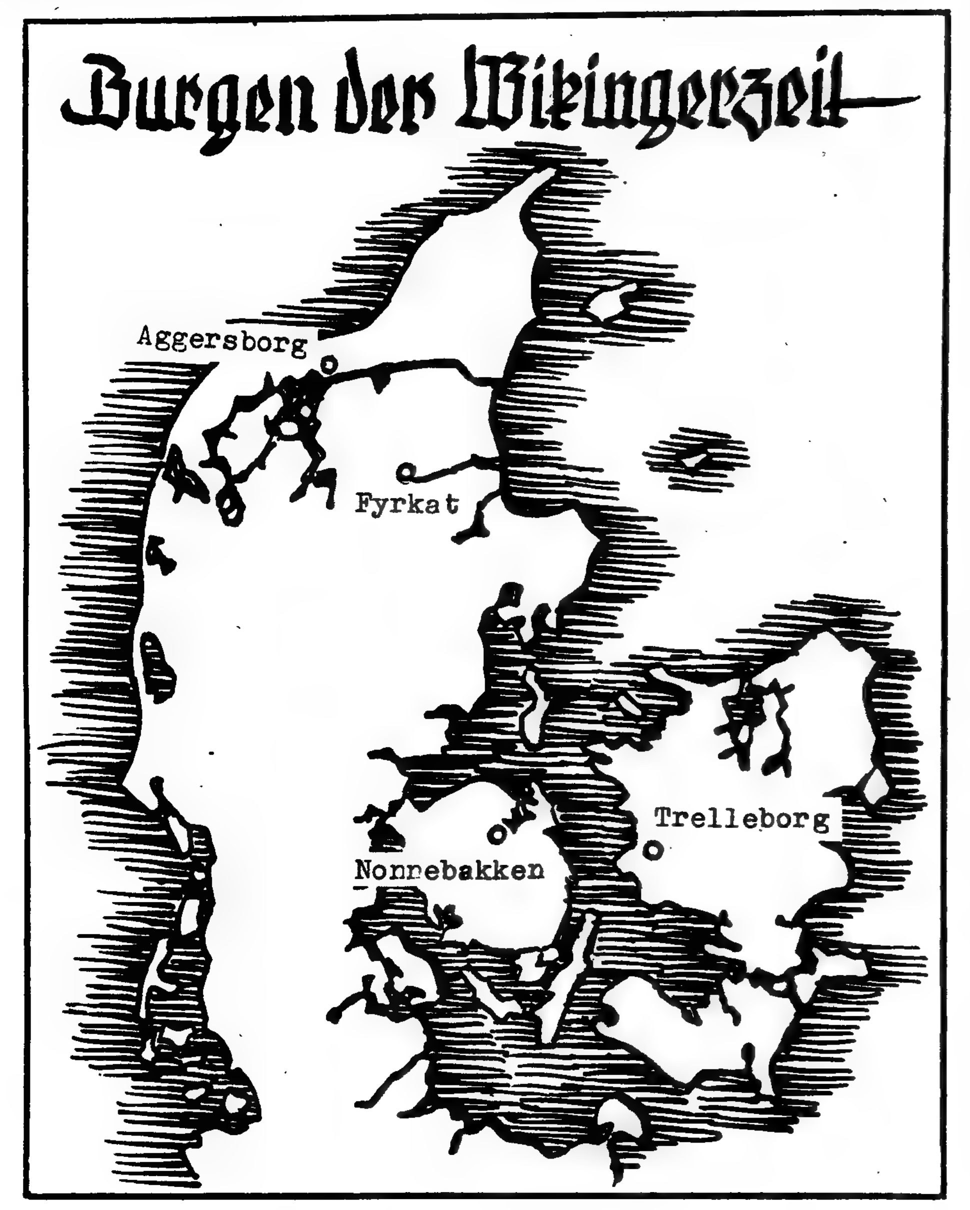
### Nach historischen Leitbildern

Bei der Trelleborg schützt ein äußerer Halbkreiswall 13 Häuser wie in einer Vorburg, während im Schutze des Ringwalls allein 16 Häuser, davon je vier in jedem Quadranten liegen. Durch vier Tore, die nach den vier Himmelsrichtungen angelegt sind, gelangt man in das Burginnere, über „Foden pa Trelleborg", das heißt über die Maßeinheit, den „römischen Fuß" auf Trelleborg berichtet Helge Nielsen. Danach maßen die schiffsförmig gebauten Häuser, das heißt mit gebogenen Längsseiten: 29,5 Meter in der Länge, die 100 römischen Fuß entsprechen = 29,33 Meter.

Der Ringwall der Trelleborg ist nach der guten Beschreibung der färingischen Archäologin Bodil Leth-Larsen 17,6 Meter breit und fünf Meter hoch. Der Durchmesser der Burg beträgt 137 Meter und entspricht damit 468 römischen Fuß. Ein fünf Meter tiefer Wallgraben umgab die Burg an der Landseite. Pfähle in diesem Wallgraben ermöglichten eine sogenannte dendrochronologische Datierung der Burganlage nach den Jahresringen der zum Burgbau verwandten Bäume. Man konnte so auf das Baujahr von 982 n. Zw. schließen.

Man hatte diese ausgesprochenen Anlagen zur Verteidigung früher als Kasernen oder militärische Trainingslager angesehen, hält sie dagegen jetzt eher nach den Funden von Werkstätten für das Schmiedehandwerk, für Weberei und andere für Zwingburgen gegen innere Unruhen im Lande, das seinen Weg zwischen Heiden- und Christentum noch nicht gefunden hatte. Zur Zeit der Entstehung der Trelleborg in den 980er Jahren wurden Machtkämpfe zwischen Harald Blauzahn und seinem Sohn Sven Gabelbart (985 bis 1014) geführt, sicherlich schon damals Religionskämpfe.

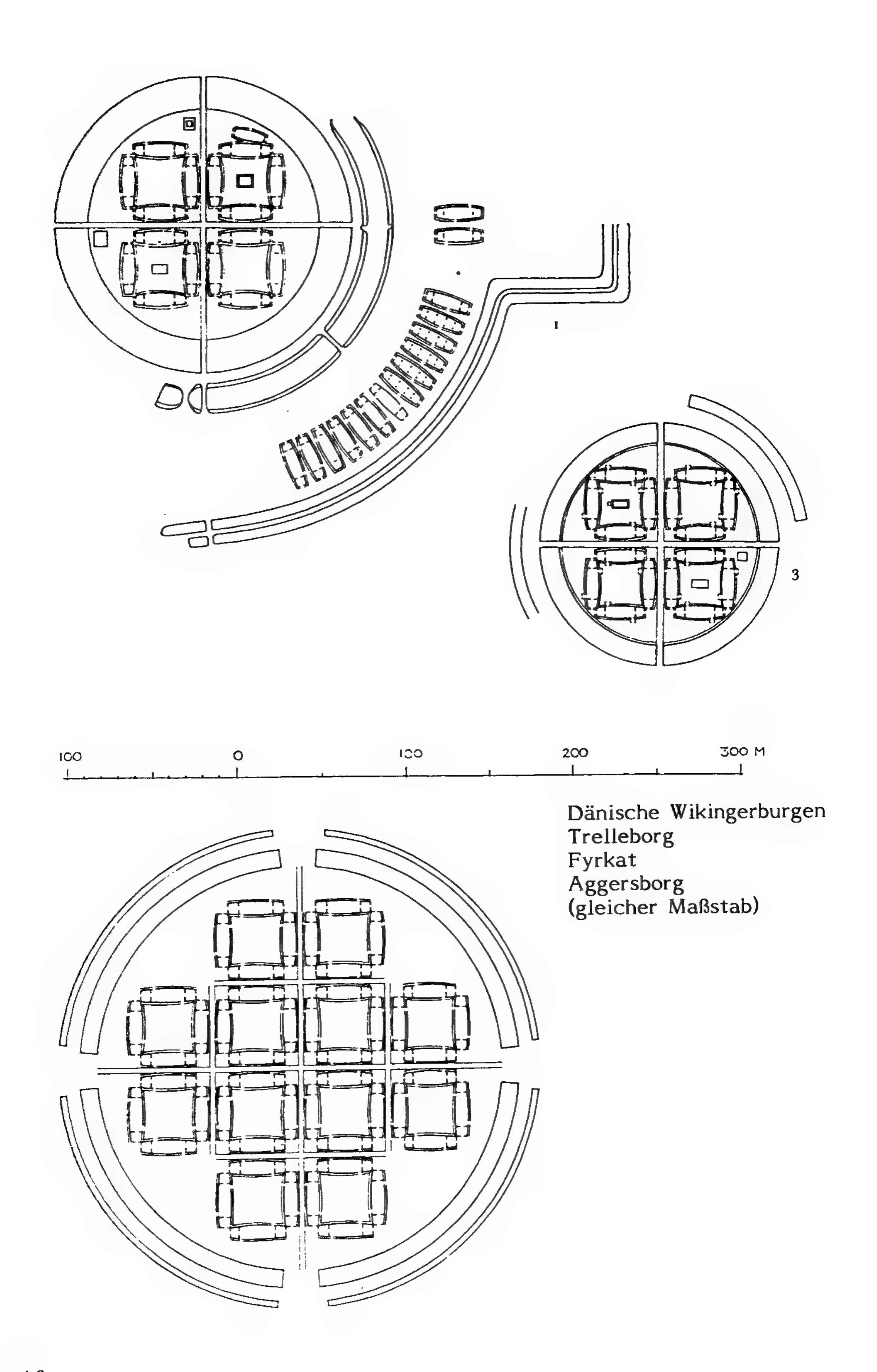
Bodil Leth-Larsen zählt zahlreiche Funde in der Trelleborg auf: Tongefäße, Schüsseln, Schlösser, Beschläge, Reitzeug, Waffen, eiserne Äxte, Pfeilspitzen, Speere, Schildbuckel, Messer, Schleifsteine, Feuersteine, Kämme, Webgewichte, Scheren, Nadeln, Spielsteine und anderes mehr. 135 Erdbestattungen wurden auf einem Friedhof gefunden. Auf den Höhen um Trelleborg waren wiederholt Reitergräber der Wikingerzeit festgestellt worden.




### Friedliche Kaufleute

Fyrkat bei Hobro in Nordjylland (Amt Jütland) gelegen, hat nach Thorkild Ramskou seinen Namen vielleicht nach den vier Kat (= Wällen) erhalten. Es ist die kleinste der vier Wikingerburgen in Dänemark mit einem zwölf Meter breiten und ursprünglich drei Meter hohen Wall, vor dem im Nordwesten und Südosten ein sieben und acht Meter breiter Wallgraben liegt. Der Durchmesser der Fyrkatburg beträgt 120 Meter. Vier Tore, nach den Himmelsrichtungen angelegt, führten in die Burg. Von den 16 Häusern im Burginnern liegen jeweils vier in einem Quadranten. Die Häuser zeigen, wie in der Trelleborg, eine Ausbuchtung an den Längsseiten. Diese ellipsenförmige Bauweise ist in Dänemark schon im fünften und sechsten Jahrhundert nachweisbar. Im 18 Meter langen Innenraum des Hauses befand sich ein aus Steinen erbauter Herd und Platz für fünfzig Mann, doch gab es auch Häuser, die als Kornscheunen und Schmiedewerkstätten dienten. Man rechnete insgesamt etwa mit 800 Bewohnern in der Fyrkatburg.

Die Ausgrabungen von 1950 bis 1963 in der Burg Fyrkat lassen erkennen, daß die Wikinger keineswegs nur wilde Seeräuber und Piraten, sondern in erster Linie wohl friedliche Kaufleute gewesen sind. Weitreichende Handelsbeziehungen vom schwedi-




Dänische Wikingerburgen
Trelleborg
Fyrkat
Aggersborg
(gleicher Maßstab)

schen Birka westlich Stockholms im breiten Mälarstrom über Haithabu am Haddebyer Noor an der Schlei bis nach Dorestad in Ostholland sind durch zahlreiche Ausgrabungen für die Wikingerzeit nachgewiesen.

Eine Frau „edlen Geschlechts" war dort mit all ihren Schmuckstücken in einem Wagen beigesetzt wie die Königin Åsa in dem berühmten Schiffsgrab von Oseberg in Vestfold am Oslofjord. Das Kleid der Toten von Fyrkat war mit feinen Goldfäden durchwebt und fordert wiederum zu einem Vergleich mit den reichen Textilfunden von Oseberg im Wikingerschiffsmuseum auf Bygdøy heraus.

Aggersborg am Limfjord im Norden Jütlands ist die größte der vier Wikingerburgen gegenüber von Løgstøor zwischen der Kirche und dem Hof Aggersborg gelegen. Vor Errichtung der Burg befand sich an gleicher Stelle ein germanisches Dorf der jüngeren Eisenzeit (650 bis 800 n. Zw.), von dem bei den Ausgrabungen von 1945 bis 1976 noch Gruben- und Langhäuser nachweisbar waren, deren Länge zwölf bis 42 Meter betrugen. Die Aggersborg hatte einen inneren Durchmesser von 240 Meter, den doppelten von der Burg Fyrkat. 48 Häuser fanden im Innern der Aggersborg Platz die größer waren als jene von Trelleborg und Fyrkat. Die Maße betrugen 32,5 Meter mal 8,3 Meter. Von den 48 Häusern sind nur 25 ganz oder teilweise untersucht.

## Veränderungen in unserer Zeit

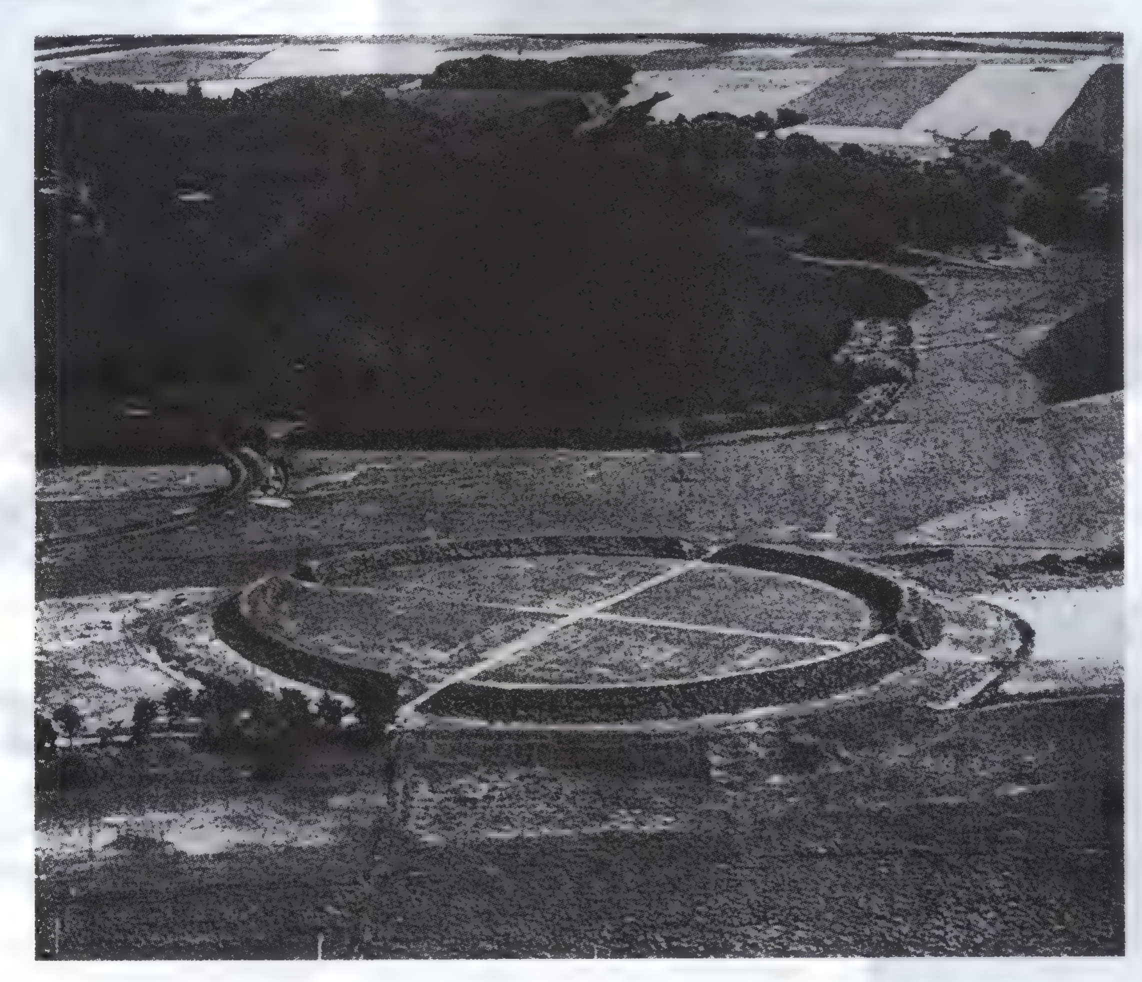
In der ältesten Siedlung unter der wikingerzeitlichen Ringburg fand man Dinge aus dem täglichen Leben: Töpfe, Grapen, Schalen, darunter norwegische Specksteingefäße, Messer, Schleifsteine, Kämme, Spielsteine, Schmuck, Waffen und kleine Amulette. Else Roesdahl bildet in ihrem Bericht über Aggersborg eine Kleeblattfibel und einen Schmuckknopf irischer Herkunft ab. Kleine Nachbildungen von Thors Hammer und der Sichel des Fruchtbarkeitsgottes Frey deuten noch auf heidnische Götterverehrung.

Durch vier Tore im Ringwall gelangte man auf zwei sich in der Burgmitte kreuzende Straßen, die mit Bohlen belegt waren. Dort stand auch mitten in der Aggersborg ein Wachturm auf vier mächtigen Pfosten. Durch einen Vergleich mit Trelleborg und Fyrkat datierte man die größte der vier Wikingerburgen um 1000 n. Zw., das heißt in die Regierungszeit von Svend Tveskæg (Sven Gabelbart) 985 bis 1014. Ihre Zerstörung dürfte nach den Aufzeichnungen des Mönchs Ælnoth im Jahre 1086 erfolgt sein. Knud der Heilige hatte 1085 eine große Flotte am Ausgang des Limfjordes an Dänemarks Westküste gegen Wilhelm den Eroberer in England gesammelt, doch wurde nichts aus dem geplanten Flottenangriff. Bei einem Aufstand wurde Aggersborg, der königliche Sitz der Steuervögte geplündert und zerstört.

Nonnebakken, die vierte der wikingerzeitlichen Ringburgen lag bei Odense auf der dänischen Insel Fünen. Vergleiche die Karte mit den eingezeichneten vier Wikingerburgen. Auf dem Höhenzug Nonnebakken (Nonnenberg) südlich von der Odense-Au lag eine Ringburg vermutlich vom gleichen Typ wie Trelleborg und Fyrkat mit einem Durchmesser von etwa 120 Meter. Auf dem Stadtplan von Odense, dem Geburtsort von H. C. Andersen, dem weltbekannten dänischen Märchendichter, ist noch 1593 der Ringwall der einstigen Burg auf dem Nonnebakken zu sehen und sogar noch bis ins 19. Jahrhundert zu verfolgen, während er heute durch die fortschreitende Bebauung der Inselhauptstadt (Amtssitz) völlig aus dem Gesichtsfeld verschwunden ist.

Der Name Odense wird als Odins Heiligtum gedeutet. Dieses wird gewiß zur Gründung der Stadt mit ihrem Ting und einem nach König Knud dem Großen (1018 bis 1035) benannten Markt wesentlich beigetragen haben. Nun wünschen wir allen Dänemarkreisenden die Möglichkeit eines Besuches auch von Trelleborg und Fyrkat.

HAYE W. HANSEN



Fyrkat bei Hobro



Eine kulturhistorisch überaus interessante Dokumentation des Lebens und der Kultur der Wikinger ist im „Wikingerschiff-Museum" in Oslo zusammengetragen. Außer den handwerklich hervorragenden Schiffen selbst zeugen kunstvoll geschnitzte Fahrzeuge, Gerätschaften, Hütten von einem kreativen Volk, das in Wirklichkeit anders war als in üblicher Vorstellung







Die Wikinger

# Brutale Barbaren oder hornlose Krämer?

Jedermanns Bild und Vorstellung von den alten Wikingern ist ganz klar und eindeutig. Aber es stimmt überhaupt nicht – sagen die neuesten Forschungen

Drohend dräut der Drachensteven. So ist es in unser aller Vorstellung, sobald nur das Stichwort fällt: Wikinger. Grausame, seefahrende Krieger ziehen plündernd und raubend durch Europa und über die Weltmeere. Sie tragen gehörnte Helme und vergewaltigen die Frauen ihrer Feinde. Ihr letzter König hieß bezeichnenderweise Erik „Blutaxt" und starb vor rund 1000 Jahren eines gewaltsamen Todes, wie es anders gar nicht denkbar ist.

Diese sagenhaften und blutrünstigen Geschichtsbilder sind falsch, sagen neueste Forschungen. Die Archäologische Gesellschaft von York in England hat erst vor wenigen Monaten „beweiskräftig" richtiggestellt, was die Dänen, Schweden und Norweger als „direkte Nachfahren" der Wikinger schon lange ebenfalls behaupteten. „Unsere Funde beweisen", erklären die Engländer, „daß dieser normannische Stamm in Wahrheit ein Volk friedliebender Handwerker, Handelsleute und großartiger Seefahrer war." Selbst das stereotypste Klischee über die Wikinger, ihre gehörnten Helme, sei ein Mythos. „Sie gingen gern in wollener Kleidung und waren offensichtlich sogar etwas unordentliche Leute." Allenfalls insoweit stimmt also das Klischee von der polternden Comics-Figur „Hägar der Schreckliche". Deshalb könnte man, so die Engländer, eher „Hornlose Krämer" über die Wikinger sagen statt „Blutrünstige Krieger" – „obwohl das ein ebenso plattes Klischee wäre".

Die Engländer sind noch weiter selbstkritisch: es seien in Wirklichkeit die angelsächsischen Mönche der Christianisierungszeit gewesen, die das Schreckensbild der unvorstellbar grausamen Wikinger-Barbaren in die Welt gesetzt und kräftig verbreitet hätten.

Der erste bekannte Angriff der normannischen Drachenschiffe ereignete sich im Jahre 793 auf das Kloster Lindisfarne im damaligen Königreich Northhumbria (dem heutigen Northumberland, der nördlichsten Grafschaft Englands an der Nordseeküste). Dieses Kloster war im 7. Jahrhundert von irischen Mönchen gegründet worden. Es ist heute noch als „heilige Insel" berühmt. Die Mönche damals waren natürlich außer sich und trugen entsprechend kräftig auf: „Niemals zuvor ereignete sich in Britannien ein solcher Terror wie der, den wir unter diesen Heiden erlitten haben." Und dann folgte Detailschilderung auf Detailschilderung in empörter Schrille. Und fast ein Jahrhundert später, im Jahre 867, fiel die Stadt York unter dem Angriff einer riesigen Flotte aus Wikingerland – dem heutigen Dänemark. Kein Wunder, daß die Eroberer von da an endgültig ihren „Hunnenruf" weg hatten. Dabei entwickelte sich die Stadt York unter den nun herrschenden Wikingerkönigen zu einem bedeutenden Handelszentrum, in dem schon bald die für damalige



**Die lurenblasenden Wikinger auf dem Rathausplatz von Kopenhagen tragen „historisch richtig" Helme ohne Hörner**

# Es gab keine Kino-Wikinger

Zeiten große Zahl von 10 000 Menschen wohnte.

All dies räumen die heutigen Yorker, wenigstens soweit sie der Archäologischen Gesellschaft angehören, reuig ein: „In unseren fünfjährigen Ausgrabungen entdeckten wir fast vollständige Häuser und Werkstätten der Wikinger und fanden kostbare Kunstwerke." Jonathan Bean, einer der Haupt-Forscher, gesteht: „Ich habe mein Bild von den Wikingern korrigiert. Sie waren keine umherziehenden Räuber. Sie waren vielmehr durchaus friedliebende Händler. Daß sie zuweilen in kriegerische Konflikte und in Eroberungen verstrickt waren, wie dies zu jener Zeit wohl alle Welt mal war, spricht nicht dagegen. Sie trugen leuchtende Farben, rot und blau, und keineswegs nur tristes Grau oder Braun, wie die meisten Menschen glauben. Sie waren mit Hosen aus Wollstoff bekleidet, der mit dem pflanzlichen Farbstoff Waid gefärbt war. Und die Hörner auf den Helmen – also das ist schlicht eine Legende."

All diese „Neuigkeiten", die erst vor einigen Monaten publik wurden, nahm man in Dänemark mit zustimmendem Kopfnicken zur Kenntnis. Im norddänischen Aalborg gibt es das berühmte Wikingergräberfeld Lindholmhoje. Dieses Gräberfeld wurde zwischen 1952 und 1956 ausgegraben. Auf dem gleichen Feld, direkt nebenan, befand sich auch eine ausgedehnte Siedlung mit Hausbrandstellen, Schmieden, Webereien, Brunnen und Feuerstellen aus der Zeit von 600–900. Diese Funde belegen „genau, was jetzt in England festgestellt wurde", stellt man im Aalborger Museum mit Genugtuung fest. Dort befinden sich die Gerätefunde heute. Und in Norwegen, im Osloer Wikingerschiffmuseum, ist man nicht minder „sehr nachdrücklich der Meinung" – so Arne Emil Christensen von der Direktion –, daß die Konstruktion dieser Schiffe und ihre künstlerische Ausgestaltung allein schon von hoher handwerklicher und künstlerischer Kultur dieses Volkes viel eher zeugen als von kriegerischen Seefahrerhaufen: „Wären sie letzteres gewesen, hätten sie keine derartigen Meisterleistungen der Kreativität und technischen Könnens fertiggebracht." Auch ihre Erscheinung, erklärt Christensen, war nicht die wilder Kriegerhaufen: „Sie trugen gepflegte Frisuren und Bärte, wie sich aus vielen lebensechten Darstellungen in Schnitzereien ersehen läßt, die zusammen mit den Schiffen gefunden wurden."

Die Schiffe wurden ab 1904 ausgegraben und restauriert. „Die Wikinger machten auch handwerksmäßig zugeschnittene und sauber genähte Schuhe, zum Beispiel. Ebenfalls ein Indiz gegen das wüste Krieger-Räuber-Klischee. Sonstige Werkzeuge hatten einen nicht minder hohen handwerklichen Entwicklungsstand – alles Dinge, die bei einem reinen ‚Kriegervolk' undenkbar wären."

Hinweg also mit dem Klischee von den wilden, rauhen Wikingern mit Kuhhörnern am Helm – so wie schon seit langem die beiden lurenblasenden Wikinger des berühmten Wikingerdenkmals auf Kopenhagens Rathausplatz behelmt, aber ungehörnt, sozusagen, die „historische Wahrheit" verkünden. Aber gegen eingefleischte Vorstellungen ist so leicht nicht anzukommen. Praktisch jeder, der dieses Denkmal gesehen hat und später danach befragt wird, schwört Stein und Bein, daß die beiden Figuren „selbstverständlich" Hörner an ihren Helmen hätten . . .

Und deshalb ist die Vorstellung falsch, die Wikinger seien quasi immerzu so gewesen wie sie in Kinospektakeln dargestellt wurden („Die Wikinger" mit Kirk Douglas z. B.!). Es gab keine Kino-Wikinger.

# Die ewigen Häfen von Föhr und Amrum

„Im 12. Jahr seines Alters fing er an, sein Brodt bei der Seefahrt zu suchen. A. D. 1724 erlitt er die Wiederwärtigkeit, von den türkischen Seeräubern gefangen und an den Bey von Algier verkauft zu werden..." So erging es dem „Wohledlen Captain Harck Nickelsen". Die Portugiesen kauften ihn jedoch frei, und bis 1770 lebte er auf der Nordseeinsel Amrum, wo er schließlich nach einer „vergnügten Ehe mit einem christlichen und stillen Wandel" starb. Diese Ereignisse hat er für die Nachwelt festgehalten – auf seinem Grabstein. Ähnlich aufschlußreiche Lebensläufe findet man auch auf den drei Friedhöfen der nordfriesischen Insel Föhr: steinerne Chroniken aus dem 17. bis 19. Jahrhundert, Höhe- und Tiefpunkte eines Lebens, in Stein gesetzt.

Da erfährt man von der Witwe Antje Arfsten, die „schon frühe ihren Broderwerber verlor", von Broder Rieverts mit seinen 29 Kindeskindern und 10 Urenkeln oder von Frödde Eriken, dem „Grönländischen Schiffs-Commandeur, der in seinem Berufe, dem er 38 Jahr zur See gefolget, fleissig in Noth und Todt geduldig sich erwiesen." Oft wurden die originellen Grabstellen schon zu Lebzeiten errichtet, nur für das Todesdatum blieb eine Lücke, die bis heute nicht ausgefüllt wurde, wenn der Tod jemanden nicht auf der Heimatinsel ereilte. Auch manche Biographie, die schon zu Lebzeiten „verewigt" wurde, müßte im nachhinein korrigiert werden. Wie die jenes Seemannes, der von sich behauptete: „Er hat von Jugend auf das Seinige gewirkt und brachte die übrige Zeit in seiner Heimat zu, bis er seiner Gattin im Tode nachfolgte." Er verlebte jedoch seine letzten Jahre in Brooklyn. Hinweise auf das, was man im Leben für wichtig hielt, wurden nicht nur im Wort, sondern auch im Bild festgehalten. Alle Gräber krönt ein rundbogiger Giebel mit bildhaften Symbolen: Lebensbäume etwa, bei denen Tulpen für die männlichen, Sonnenblumen oder Rosen für die weiblichen Familienmitglieder stehen. Abgeknickte Blüten bedeuten, daß derjenige vor dem Verblichenen verstorben ist. Davon gibt es hier viele. Da sind die drei Mühlen des Müllers Hans Christiansen, Justitia oder der Anker als Symbol der Hoffnung. Oft sind auch ganze Szenen dargestellt: aus der biblischen Geschichte oder mit Bezug auf das eigene Leben, wie das Relief jener Familie, die der in die Wolken entschwebenden Mutter nachblickt.

Am häufigsten vertreten sind die Hinweise auf die Seefahrt. Schließlich stammen die „Denkmale", wie man sie hier nennt, aus jener Epoche, in der jeder dritte Inselbewohner die Meere durchkreuzte, in der der Ozean mehr Menschenleben forderte als der Zweite Weltkrieg. Abgetakelte Segelschiffe, Wale und Walfänger dokumentieren, wer hier im „ewigen Hafen" seine letzte Ruhe fand: Vor allem die Commandeure der Walfangboote und die Kapitäne, die sich diese kostspieligen Grabmale bei den Kirchen St. Johannis, St. Laurentii, St. Nicolai leisten konnten. Es war der Walfang, der im 17. Jahrhundert die inselfriesischen Fischer und Bauern zu Seeleuten gemacht hatte. Vom Kind bis zum Greis heuerten sie bei den Holländern und Engländern an. Es war keine Seltenheit, daß alle Männer einer Familie mit den dickbauchigen Walfängern „auf Grönlandfahrt" gingen. Und oft nicht mehr zurückkehrten. „Auf See bin ich gefahren nach Grönland viele Jahren..." Ähnliches ist hier auf Föhr häufig aus dem grauen Sandstein herausgemeißelt. Doch nicht nur der Walfang ernährte die Inselfriesen, wie man in den steinernen Archiven nachlesen kann. Sie gingen auch mit den Kauffahrtei-Schiffen auf „große Fahrt". Wie Captain Nickels Nahmens, der „in seinem Seeberufe das seltsame Glück gehabt, 4 Reisen als Captain Schiffe von Amsterdam nach Batavia und China in Ostindien zu führen..." Oder jener „weyland wohlachtbare westindische Captain aus Nieblum", Dirck Cramers, der „von 1755 bis 1762 ein Schiff nach 3 Theilen der Welt zu führen gewagt hat". Inschriften wie diese lassen für Momente inmitten der rauhen friesischen Landschaft Visionen von Südseeinseln, exotischem Hafentreiben, romantischen Robinsonaden und Freibeuterepen entstehen.

Doch die Wirklichkeit sah ganz anders aus. Kämpfe mit dem unberechenbaren Ozean, härteste Lebensbedingungen, Gefahren, Schiffbruch und Tod waren die ständigen Begleiter – Seemannslos. Zurück blieben die Frauen,



Grabstein auf einem der Friedhöfe der Insel Föhr jüngeren Datums – bereits renoviert

bangend und hoffend, ob sie ihre Männer je wiedersehen werden. Ungewißheit, Angst und Tod waren ihnen vertraut. Gestorben wurde hier viel. Vielleicht findet man hier deshalb nicht den schwülstigen Pomp und das kitschige Beiwerk des südländischen Totenkults. Wo man mit dem Tod lebte, brauchte man ihn nicht mehr dramatisch in Szene zu setzen. Wenn die Männer hinausfuhren, war es kaum zu beschreiben, „wie traurig es läßt, wenn alle Mannspersonen weggefahren sind", berichtet 1750 ein gewisser Pastor Lorenz Lorenzen. „In den ersten Tagen nach ihrer Abreise ist es ganz still, man sieht fast niemanden auf dem Felde gehen, und es scheint, als ob die Einwohner ausgestorben sind." Und Kirchenbucheintragungen wie die folgende, anläßlich einer Geburt, waren nicht selten: „Ihren Vater hat sie nicht gekannt, da derselbe nach der Hochzeit, seinem Berufe als Seemann folgend, die Heimat und die Seinigen nicht wiedersah."

„Das ist ein glücklicher Seemann, der auf dem Friedhof begraben wird", sagten die alten Männer von Föhr. Einer von ihnen war Matthias Petersen, der sich den Beinamen „der Glückliche" schon zu seinen Lebzeiten verdient hatte. Sein Grabstein bei der Kirche St. Laurentii in Nieblum berichtet, welche Bewandtnis es mit diesem Titel hatte: Er war „der Schiffahrt nach Grönland höchst kundig, wo er mit unglaublichem Erfolg 373 Walfische gefangen hat, so daß er von daher nach aller Urteil den Namen des Glücklichen erlangt hat". Doch traf es nicht die Väter, dann die Söhne. Zwei verlor er im Jahre 1702. Sie wurden von Piraten erschossen. Sein Grabstein gehört zu den wenigen, die in lateinischer Sprache über sein Leben berichten. Einige sind im Plattdeutschen, die Mehrheit jedoch im Hochdeutschen, der Sprache der Ämter und der Kirche, beschriftet. Es herrschte offenbar kein Zweifel, in welcher Sprache man sich im Jenseits verständigte.



Symbol der Vergänglichkeit

Daß sich gerade auf Föhr und Amrum so viele Bewohner den maritimen Berufen zugewandt hatten, lag vor allem an den hervorragenden Navigationsschulen, die für eine fundierte Ausbildung sorgten. Am Anfang stand ein Modell, das von einem Föhrer Pfarrer ins Leben gerufen wurde: Er unterrichtete unentgeltlich, nur mit der Auflage, daß die Lernenden ihr Wissen ebenso wieder gratis weitergaben. „Aus rohen Matrosen und Speckschneidern des 17. Jahrhunderts wurden mehrenteils tüchtige Navigateure und gebildete Schiffscaptaine", berichtet ein Chronist. Wie zahlreich und gefragt die friesischen Seeleute schließlich bei den Reedereien in Hamburg, Holland und England waren, zeigen die Zahlen: 1725 wurden alle Kommandeure der 25 Schiffe der Londoner Südseekompagnie aus Föhr gestellt. 1770 ergab eine Volkszählung auf Föhr, daß von 6146 Seelen allein 1600 Männer zur See fuhren, zehn Jahre später werden in den Föhrer Büchern 150 Kapitäne und Kommandeure geführt.

Die Grabstellen aus jenen zweihundert Jahren des sogenannten „goldenen Zeitalters" der Segelschiffahrt dokumentieren nicht nur ein Stück Kultur- sondern auch Sozialgeschichte. Sie erzählen von Kinderreichtum, aber auch von hoher Kinder- und Müttersterblichkeit; von Seemannsfrauen, die mehrmals heirateten, wenn ihre „Broderwerber" auf dem Meer geblieben waren – nach ihrem Tod waren sie finanziell nicht abgesichert; sie berichten auch davon, was ein vielgereister Kapitän wie Broder Rieverts im Ruhestand machte: „Er hat 25 Jahre dem Berufe des Seemanns gelebt und ist 13 Jahre Schiffsführer gewesen. In späteren Jahren ist er für das Wohl seiner Mitbürger unermüdet tätig gewesen als Schulpatron, Repräsentant und Deichrichter..."

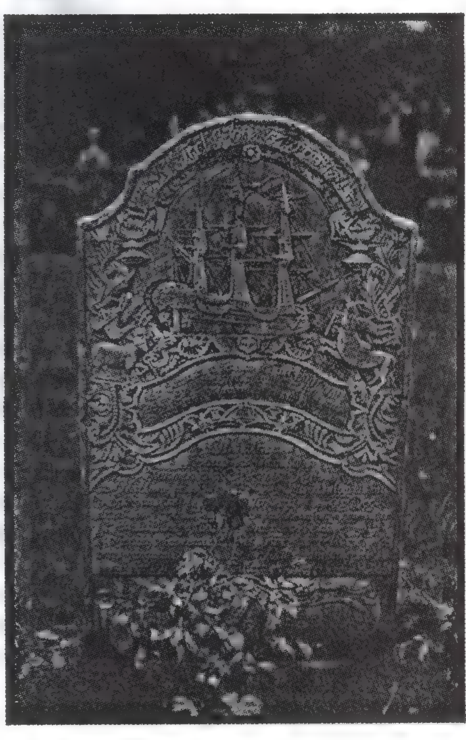
Die beredten Steine künden vor allem aber von jenem unerschütterlichen Gottvertrauen, ohne das man in jener rauhen und gefährlichen Zeit das Leben wohl kaum bewältigt hätte: „Alles Erdenglück ist eitel, nur des Geistes Hoffnung nicht..." Nicht immer allerdings stellt sich beim Lesen jener steinernen Nachlässe andächtige Würde ein. Etwa beim Entziffern eher unterhaltsamer Reimwerke wie: „Oft stürmt der Wind, die Wellen toben, der Seemann fleht, das Schifflein kracht" oder „Die letzte Reise ging gen Himmel / Aus diesem schnöden Weltgetümmel."



Häufigstes Motiv: abgetakelter Dreimaster, Symbol für den Tod — Fotos: Kurt Henseler

Vieles ist nur noch mühsam zu erkennen. Die salzhaltigen Meereswinde schmirgeln an den Denkmalen und verwischen die Konturen der Reliefs. Die Zeit ließ sich nicht ins Handwerk pfuschen. Der Lehrer O. C. Nerong aus Dollerup hatte schon um die Jahrhundertwende die Denkmale erfaßt. Seine Arbeit wurde jetzt nachgedruckt. Ein Teil des Erlöses soll der Renovierung jener steinernen Dokumente dienen, den Nachrichtenträgern aus jener Zeit, als Föhr noch zu Recht den ehrenvollen Titel „Kapitänsinsel" trug.

**Elena Germesin**



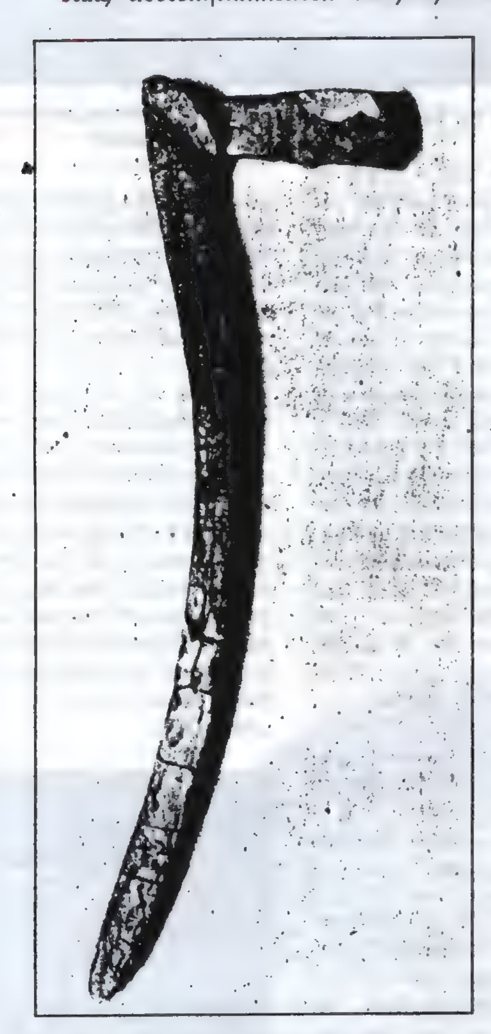
Letztes Schlaglicht auf ein Schicksal

# Die Gesittung der Kanarier als Schlüssel zum Ur-Indogermanentum

Von Otto Huth

In jedem größeren Werke über die europäischen Rassen findet man heute die Kanarier oder Guanchen (sprich: Wandschen) erwähnt, die Urbewohner der Kanarischen Inseln. Im 15./16. Jahrhundert eroberten die Spanier diese Inseln; die Urbewohner wurden zum größten Teil ausgerottet, in die Sklaverei verkauft oder als Söldner nach Amerika verschleppt, wo sie u. a. gegen die Inka in Peru kämpften. Diese Eroberung der Kanarischen Inseln durch die christlichen Spanier ist eine erschütternde Tragödie, eines der schauerlichsten Beispiele für die Auswirkung der christlichen Seelenvergiftung europäischer Menschheit.

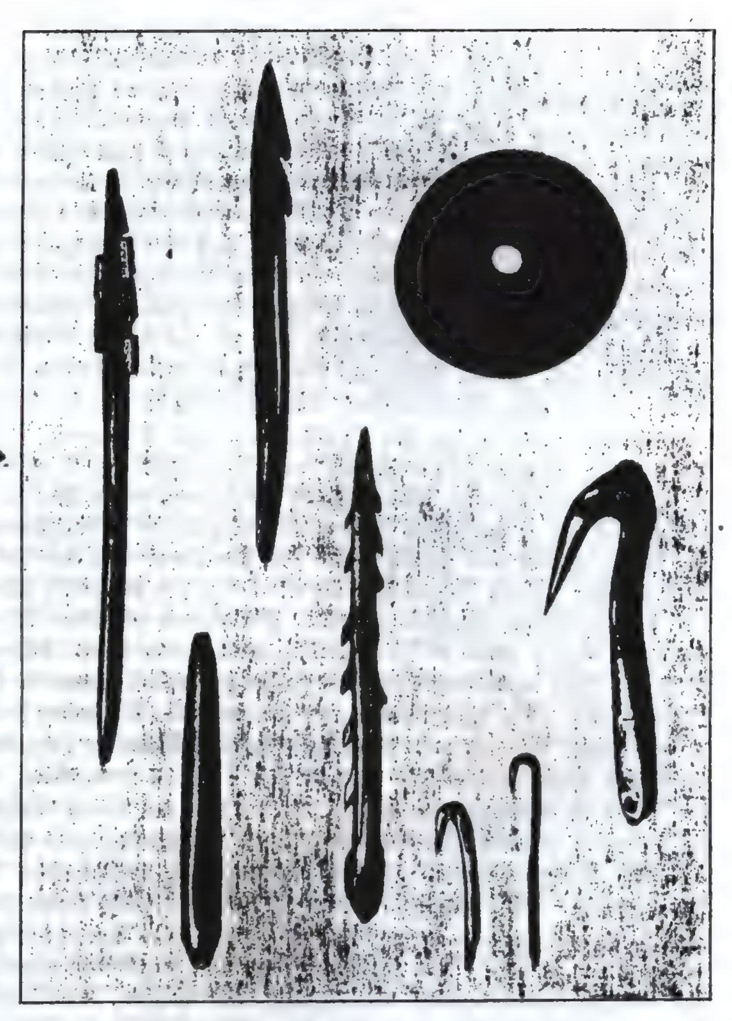
Nach übereinstimmenden Nachrichten aller Berichterstatter gehörten die Kanarier zur nordischen Rasse, und zwar vorwiegend zum fälischen Schlag der nordischen Rasse. Da die Kanarier, als sie von den Europäern entdeckt wurden, auf jungsteinzeitlicher Kulturstufe standen, ergibt sich, daß die fälische Rasse der Jungsteinzeit hellfarbig war. Weitere Erwägungen führen zu dem Schluß, daß auch die Cro-Magnon-Rasse, in der man die Urform der fälisch-nordischen Rasse sieht, blond gewesen sein muß. Damit ist angedeutet, worauf die große Bedeutung der Kanarier für die rassenkundliche Forschung beruht. — Reste der Kanarier sind zu Spaniern geworden, daher stammt das auch heute immer noch starke blonde Element auf den Inseln. Man schätzt die Blonden und Helläugigen auf etwa 8—11 Prozent der Bevölkerung.



Jungsteinzeitl. Feuersteinbeil mit erhaltenem Holzstiel von Niedereichstädt, Kr. Querfurt. Um 2000 v. Chr. Römisch-Germanisches Zentralmuseum, Mainz

Rassenkundliche Untersuchungen an Kanariern hat zuletzt Eugen Fischer unternommen; sein vorläufiges, auf stichprobenartigem Nachweis beruhendes Ergebnis (eingehende Untersuchungen sind lange geplant) führt ihn zu der bereits mitgeteilten Folgerung, die er selbst folgendermaßen formuliert: „Durch den Nachweis daß das blonde Element der Kanarier auf Cro-Magnon zurückgeht, ist bewiesen, daß diese mindestens bei ihrem Auseinandergehen nach Nord und Süd schon blond war" (Zeitschrift für Ethnologie, 62. Jg., 1931, Seite 271). Um neues Material für die Erhellung der Geschichte der Kanarischen Inseln zu gewinnen, unternahm 1930 Dr. Wölfel-Wien eine Reise in die Archive Roms und Spaniens, wo es ihm auch gelang, wertvolle neue Dokumente zu entdecken. U. a. konnte er feststellen, daß das eigentliche Kanarier-Archiv das spanische Archiv im Kastell von Simancos bei Valladolid ist. Die bisherigen Veröffentlichungen Wölfels zeigen, daß es ihm zunächst darauf ankommt, zu beweisen, daß die Kanarier nicht völlig ausgerottet wurden. Die von ihm gefundenen Dokumente sollen bezeugen, daß die Ausrottung der Kanarier ein Märchen sei. Nun, die völlige Ausrottung der Kanarier konnte auch nach den bisherigen Kenntnissen von niemand vertreten werden, sie wird allein dadurch widerlegt, daß es blonde Kanarier noch heute auf den Inseln gibt. Diese Frage ist also ziemlich nebensächlich, wie ebenso die „lückenlose Chronologie aller

Ereignisse" (nämlich der Eroberung der Inseln) für die Kanarienforschung zwar nicht völlig belanglos, aber von untergeordneter Bedeutung ist. Was uns in erster Linie angeht, worüber jede neue Auskunft von größter Wichtigkeit sein kann, das ist die Erschließung der vernichteten kanarischen Gesittung!



Knochengeräte und knöcherne Zierscheibe der mittleren Steinzeit aus Nord- u. Ostdeutschland (7000—4000 v. Chr.). Berlin, Staatl. Mus. f. Vor- u. Frühgeschichte. Aufn.: Dr. Hilde Bauer, Münch.. Deutsch. Kunstverl., Berlin W 35

Man gewinnt leider aus den bisherigen Mitteilungen des Dr. Dominik Joseph Wölfel über seine „Studienreise" (Anthropos Bd. XXV, 1930, S. 711 ff.: „Studienreise in die Archive Roms und Spaniens zur Aufhellung der Vor- und Frühgeschichte der Kanarischen Inseln"; vgl. seine Arbeit „Sind die Urbewohner der Kanarischen Inseln ausgestorben?" in Zeitschrift für Ethnologie 62, 1931, S. 282—302) den Eindruck, daß für ihn Fragen, die vorwiegend kirchlich-apologetisches Interesse haben, im Vordergrund stehen. Warum denn betont er so sehr, die Kanarier seien nicht ausgerottet worden? Daß das nicht der Fall ist, wissen wir längst. Aber wir wissen auch, daß die kanarische Eigenkultur völlig vernichtet wurde —: Warum hebt Dominik Joseph Wölfel dies nicht hervor? Was von den Kanariern übrig blieb, sind kümmerliche Reste. Der Adel der Kanarier — soweit er am Leben blieb — ging im Spaniertum auf. Das bestätigt auch Wölfel: „Ich kann die urkundlichen Beweise dafür führen, daß die Konquistadoren und Einwanderer zum großen Teil einheimische Frauen nahmen." „Weil alle Menschen besseren Standes nach Sprache und Sitte völlig Spanier waren und weil die Reisenden nirgends mehr einen Eingeborenen fanden, außer unter den Hirten, darum waren die Kanarier ausgestorben." Nun, wenn der Adel sich rassisch so stark mit den Spaniern vermischte, dann kann allerdings von einem Fortleben des kanarischen Adels nicht gesprochen werden. Die letzten echten Kanarier sind demnach in der Tat die eingeborenen Hirten und Bauern abgelegener Gegenden. Die übermäßige Betonung dieser Frage nach dem Fortleben der Kanarier entspringt einer bewußten oder unbewußten apologetischen Absicht. Die Christenheit soll von einer Schandtat möglichst reingewaschen werden. Ganz besonders liegen Dr. Wölfel jene Dokumente am Herzen, die die römische Kurie und die spanische Krone im Kampf für Recht und Schutz der Kanarier zeigen. Diese Dokumente nennt er „unvergängliche Ruhmesblätter der spanischen Krone und der katholischen Kirche". Es handelt sich um Verfügungen, die einschärfen, daß die Kanarier, sobald sie sich taufen ließen, nicht mehr als Sklaven verkauft und schlimmer als Vieh behandelt werden durften. „Immer wieder" sei der höchste Gerichtshof des Reiches von den Eingeborenen angerufen worden und „immer wieder" hätten sie Recht und Schutz gefunden. Immer wieder also war das nötig! Wölfel selbst gibt zu: „Freilich sind damit die Roheiten und Grausamkeiten einzelner Konquistadoren ebenso dokumentarisch bezeugt." In dieser Beziehung genügten die bisher bekannten Tatsachen bereits vollauf. —

Trotz des eingeengten Gesichtskreises Wölfels ist seine Archivarbeit dankenswert, und es ist zu hoffen, daß er sein Material endlich veröffentlichen kann. Verdienstvoll allein ist schon, daß durch Fischer und Wölfel die Gelehrtenwelt erneut auf die große Bedeutung der Kanarienforschung hingewiesen wurde. So betont Fischer „die ungeheure Wichtigkeit der Cro-Magnon-Frage für die Anthropologie Gesamteuropas". Aus der Steinzeit übriggebliebene Cro-Magnons sind aber die Kanarier. Und Wölfel spricht von dem „für das alte Europa und alte Nordafrika so entscheidenden Kanarierproblem". Beide aber unterlassen es, auf die Bedeutung der Kanarierforschung für die gesamte Indogermanenforschung hinzuweisen. Ferner müssen wir feststellen, daß ihre Untersuchungen zu grundsätzlich neuen Ergebnissen nicht geführt haben, sie haben lediglich neue Beweise für längst Bekanntes beigebracht oder nebensächlichere Einzelheiten genauer erschlossen. Die Kanarierforschung in Deutschland steht im wesentlichen noch da, wo sie der Westfale Franz Löher hinbrachte und stehen ließ. Franz Löher hat bisher von allen deutschen Forschern die größten Verdienste um die Kanarierforschung, und zwar sowohl um die Sammlung wie um die Darbietung und Auswertung des Quellenmaterials. Die große Begeisterung, mit der Löher sich um die Kanarierüberlieferung bemühte, wurzelt z. T. allerdings in einem Irrtum, in den der warmherzige Mann gleich bei seinem ersten Besuch der „glückseligen Inseln" verfiel und den er zeitlebens festhielt. Löher glaubte in den Kanariern Reste der Vandalen vor sich zu haben und spricht daher von den Kanariern als den „Germanen der Kanarischen Inseln". Diese Annahme Löhers erweist sich als falsch schon dadurch, daß die Kanarier auf durchaus jungsteinzeitlicher Kulturstufe standen. Manche der Erzeugnisse der Kanarier weisen sogar in Formgebung usw. in die ältere Steinzeit zurück. So sagt Hans Meyer in einer archäologischen Untersuchung über die Kanarier (Bastian-Festschrift, Berlin 1896, S. 76): „Die steinernen Kunsterzeugnisse der Guanchen sind großenteils paläolithisch, in der Form identisch mit südfranzösischem Steingerät. Ihr übriger Besitz stellt ein geschlossenes Bild neolithischer Kultur dar." Es ist undenkbar, daß ein Germanenstamm, der längst die Bronzekultur hinter sich hat und auf eisenzeitlicher Kulturstufe steht, in die Absonderung geraten eine einheitliche, echte jungsteinzeitliche Kultur entwickelt. Mit Recht sagt also Eugen Fischer: „Die Phantasien von versprengten Vandalen bedürfen keiner Widerlegung." Aber sonderbar muß es anmuten, daß weder Fischer noch Wölfel Franz Löhers Namen nennen, denn dieser Irrtum Löhers beeinträchtigt seine Arbeiten doch nur wenig. Diese Arbeiten sind heute noch für die Kanarierforschung grundlegend. Insbesondere das zusammenfassende Werk Franz von Löhers „Das Kanarierbuch. Geschichte und Gesittung der Germanen auf den Kanarischen Inseln" (München 1895) ist heute noch das beste Buch über die Kanarier in deutscher Sprache. Die Übereinstimmungen zwischen der Gesittung der Kanarier und der Germanen, die Löher beobachtet hat, bestehen fast alle zu Recht; nur sind eben die Zusammenhänge, die sich daraus ergeben, anders zu deuten. Nicht sind die Kanarier Germanen, wohl aber Indogermanen oder besser Frühindogermanen. Denn alle Völker indogermanischer Sprache sind ursprünglich Völker nordischer Rasse; es ist daher erlaubt, nordische Rasse und Indogermanentum gleichzusetzen (Reche), also das Wort indogermanisch in einem weiteren Sinn zu gebrauchen als die Sprachforscher. Demnach haben wir bei der Erforschung der kanarischen Kultur nicht nur die germanische Überlieferung, sondern die Überlieferung des Gesamtindogermanentums zum Vergleich heranzuziehen. Dabei behält das Germanentum aber immer einen hervorragenden Platz, da wir in den Germanen den Kernstamm der Indogermanen zu sehen haben. — Es geht nicht an, um eines verzeihlichen und leicht ausmerzbaren Irrtums wegen das Werk eines verdienten Forschers totzuschweigen. Dies Verfahren, das aus der Geschichte der Wissenschaften bekannt genug ist, ist in diesem Falle um so verwerflicher, als das Werk Löhers leidenschaftliche Begeisterung für die Erforschung der nordisch-germanischen Vergangenheit zu erwecken vermag. Gehen die Arbeiten Fischers und Wölfels nur den Gelehrten etwas an, so ist das Kanarierbuch Löhers vielmehr ein Volksbuch, das insbesondere die germanisch gesinnte Jugend lesen sollte.

Löher war sich selbst völlig darüber klar, daß seine Arbeiten nichts Abschließendes sind. Sein Kanarierbuch beendet er mit einem „Aufgaben" überschriebenen Abschnitt: „Ist nun damit die Untersuchung abgeschlossen? Gewiß nicht. Ich habe nur darauf aufmerksam gemacht, wo altes germanisches (lies: indogermanisches) Golderz liegt: die Schätze müssen aber noch gehoben werden. Es eröffnet sich hier ein neues kleines Gebiet für (indo-)germanische Sprachforschung — noch mehr für (indo-)germanische Altertümer, insbesondere was das Rechts-, Staats- und Religionswesen betrifft —, aber auch die Kulturgeschichte und Anthropologie erhält einen höchst anziehenden Stoff. ... Noch mehr aber, als die Sprach- und Kulturforscher, sind die Poeten zu beneiden, denn sie erhalten in der Eroberungsgeschichte der kanarischen Eilande die ergreifendsten wie die herrlichsten Stoffe."

Und dann skizziert Löher, was der Forschung noch an Aufgaben bleibt. Auch diese Ausführungen mögen hier wiedergegeben werden, denn obwohl Löher selbst u. a. inzwischen diese Aufgaben teilweise in Angriff genommen haben, sind sie doch auch heute noch nicht annähernd durchgeführt: „Nötig ist aber zuerst, daß für die Forschung eine festere Grundlage gewonnen wird. Es müssen von sicherer Hand alle Quellenschriften, deren man habhaft werden kann, gesammelt und veröffentlicht werden, damit jeder selbst prüfe. Das aber reicht nicht hin. Es müssen die handschriftlichen Chroniken von Galindo und anderen, die noch auf den Kanarischen Inseln vorhanden, herausgegeben; — es muß dort in Archiven der alten Familien wie der Klöster und Städte, aber auch in den spanischen Archiven, nach den ältesten Nachrichten über die Kanarier gesucht und alles Urkundliche durchforscht werden; — endlich muß ein Kulturforscher, der auch mit Sprache und Rechtsaltertümern der (Indo-)Germanen wohl vertraut ist, nach den Inseln gehen und die Untersuchungen anstellen, die mir bei kurzem Besuch unmöglich waren. Gewiß, die Finderfreude wird reichlich lohnen."

Erkennen wir in den Kanariern keine Germanen, sondern Frühindogermanen, so wird die Bedeutung ihrer Überlieferung damit nicht herabgesetzt, sondern im Gegenteil gesteigert. Nicht in jahrhunderte-, sondern in jahrtausendelanger Absonderung hat sich auf diesen entlegenen Inseln — einer „Völkerfalle", die wegen der Meeresströmungen und Winde zwar vom Festlande mit einfachen Fahrzeugen leicht erreichbar, von der aber zum Festlande zurückzukehren unmöglich war — die urnordische Gesittung fast ungestört erhalten können, bis sie im 15./16. Jahrhundert vernichtet wurde. Die Gesittung der Kanarier ist der Schlüssel zum Ur-Indogermanentum, denn die frühindogermanische Kultur hat hier kaum gewandelt aus der Steinzeit bis beinahe in die Gegenwart hinein sich erhalten. Abseits von den Umwälzungen europäischer Weltgeschichte blühte fast unbekannt und ungestört auf den glücklichen Inseln urnordische Gesittung, bis der Vernichtungssturm europäischer Eroberung sie zerstörte. Müssen wir diesen Vorgang glühend betrauern, so vermag doch das Bild der kanarischen Gesittung, das unter den Trümmern hervorleuchtet — dank den Nachrichten einiger Berichterstatter — uns zu beglücken und dem Forscher wertvolle Bausteine zu liefern bei der wissenschaftlichen Erschließung und Wiederherstellung der urindogermanischen Gesittung.

Es verdient noch bemerkt zu werden, daß Löher nebenbei in seinem Kanarierbuch eine Widerlegung der Geschichtslüge vom „Vandalismus" gab, indem er seiner Sittengeschichte der Wandschen, diese für Vandalen haltend, „eine Art Ehrenrettung der Vandalen" vorausschickte (Kanarierbuch Seite 462—466). Dieser Abschnitt hat seinen Wert für sich. Schon in seinem Reisewerk (Nach den glückseligen Inseln, 1876, S. 385) hatte Löher den „Vandalismus" als Fälschung entlarvt. 1876 erschien ein langes Dankschreiben des „Wiener slavisch-germanischen Klubs" an Fr. v. Löher für diese Ehrenrettung der Vandalen! Heute sollte auch dies Verdienst Löhers allgemein bekannt sein. Außer den genannten Werken gab Löher noch heraus Antonio Viana, der Kampf um Teneriffa, Stuttgart 1883 und „Die Berichterstatter über die Kanarischen Inseln" (umfassende, aber nicht abgeschlossene Quellensammlung, 562 Seiten) 1895 in drei numerierten Exemplaren gedruckt, die sich auf den Staatsbibliotheken in Berlin, München und Wien befinden.

Wir stehen und flehen zum Gott der Germanen
und schwören beim Lichte, das über uns schwebt,
zu handeln und wandeln im Geiste der Ahnen,
die kämpfend und siegend auch uns vorgelebt.

Wir bauen den Frauen aus unserem Stamme
im Schutze der Schilde den traulichen Herd,
tief innen der Minne geläuterte Flamme
erblühe und wachse zu ewigem Wert.

Wir schwören zu wehren den Feinden des Lichtes,
der Lügenbrut gleizenden Schwall
und drohen die Lohen am Tag des Gerichtes
erwarten wir aufrecht den Sieg oder Fall.

## Runennamen

In dem Eddalied „Fahrt des Skirnir" bemüht sich Skirnir, die Huld der Riesenmaid Gerd für den Gott Frey zu erringen. Als gütliche Überredung aussichtslos erscheint, greift er zum Mittel der Zauberstrophen und droht dem Mädchen schwerste Strafen an. Hierbei heißt es: „Einen Thurs ritze ich dir und drei Stäbe, Lüsternheit, Wahnwitz und Rastlosigkeit. So ritze ich es ab, wie ich es eingeritzt habe, wenn es notwendig erscheint!" (Str. 36).

In dem Lied von der Erweckung der Walküre werden Sigurd von der Jungfrau Ratschläge fürs Leben gegeben, und darunter solche, die sich auf Kenntnis des Runenzaubers beziehen. Eine der Strophen setzt ein: „Siegesrunen sollst du kennen, wenn du Sieg haben willst, und sie ritzen auf den Knauf des Schwertes!" Dann: „Und nennen sollst du zweimal Tyr!" (Str. 6).

Im ersten Fall wird unter dem „Thurs", dem Riesen also, deutlich eine bestimmte Rune verstanden. Im zweiten Fall ist es zwar nicht ersichtlich, ob eine Rune „Tyr" als Siegesrune eine besondere Geltung hat oder ob die Anrufung des Gottes eine Nebenhandlung bei der Zauberritzung darstellt, doch erscheint eine Beziehung zwischen dem genannten Gott und den Siegesrunen sicher.

Was uns die altnordische Literatur hier und an anderen Stellen mitteilt, wird durch andere Überlieferungszweige bestätigt; jede Rune trug einen Namen, der einen sinnvollen Wortinhalt besaß, und jede Rune hatte damit ihren Wert und ihre Verwendungsfähigkeit nicht nur als Lautzeichen, sondern auch als Wort- und Begriffssymbol.

Wir sind im Besitz von Aufzeichnungen, welche die Runennamen im Zusammenhang bieten. Sie stammen aus deutschem, britannischem und nordischem Bereich und verhelfen uns trotz ihrer Jugend zu einem Einblick in die Runenbezeichnungen auch zu altgermanischer Zeit.

Die Namen der altenglischen Runen kennen wir aus einer Anzahl von Handschriften, worunter der (nunmehr verbrannte) Codex Cottonianus Otho B 10 wiederum als besonders wichtig zu verzeichnen ist. Unter den einzelnen Zeichen des 33typigen Alphabets sind die Namen aufgezeichnet. In derselben Handschrift stand einst ein Runenlied von 29 Strophen, das Strophe für Strophe die einzelnen Runen dichterisch umschrieb.

Die Namen der nordischen Runen sind nur für das jüngere Alphabet von 16 Zeichen belegt. Von den zahlreichen kontinentalen, irischen, englischen und nordischen Aufzeichnungen sind folgende am wichtigsten: Der Codex St. Gallen 878 (9. Jahrh.) mit seinem „Abecedarium Nordmannicum", einem althochdeutschen Runengedicht, dessen Runennamen zum Teil nordisch oder niederdeutsch sind und auf eine dänische Vorlage schließen lassen. Das Gedicht steht innerhalb einer Abhandlung des Hrabanus Maurus (780–856). Ungefähr auf die gleiche Zeit führt der Codex Leidensis lat. 4 : 0,83 (10. Jahrh.) mit einer Aufzählung der dänischen Runennamen zurück. Ein norwegisches Runenlied von 16 Strophen lag schon gedruckt vor (1636), als die Handschrift in Kopenhagen 1728 verbrannte. Das Lied stammt aus der Zeit nach 1200. Ein isländisches Runenlied von wiederum 16 Strophen liegt in vier isländischen Handschriften des 15. bis 17. Jahrhunderts vor und ist wohl jünger als das norwegische.

Zu diesen fünf wichtigen Zeugnissen tritt als bedeutsamstes die Aufzeichnung der gotischen Buchstabennamen im Salzburg-Wiener Kodex (Wiener Nat.-Bibl. 795). Das Stück geht auf Alkuin zurück und zeigt, daß die von Wulfila geschaffenen gotischen Schriftzeichen Namen trugen, die aus dem Runenalphabet stammen.

Der Vergleich der gotischen, nordischen und englischen Namen beweist, daß das altgermanische 24typige Runenalphabet 24 Namen besessen hat, die zwar im Laufe der Entwicklung der Schrift und der Einzelsprachen mancherlei Veränderungen durchmachten, aber im Wesentlichsten, in ihrem Charakter nämlich, beibehalten wurden. Die Schwierigkeit eines ganz bündigen Vergleichs zur Er-

langung vollauf sicherer Ergebnisse ruht darin, daß uns weder eine Aufzeichnung der deutschen noch der älteren nordischen Runennamen zur Verfügung steht. Ein gewisser Ersatz ist dagegen die glückliche Überlieferung der gotischen Buchstabennamen, die aller Wahrscheinlichkeit nach eine Tradition von Wulfilas Zeit fortsetzen.

Als wichtigste Tatsache ergibt sich beim Vergleich, daß die Namen von zwölf Runen für das gotische, nordische und altenglische Alphabet einheitlich überliefert sind. Die Tabelle stellt die überlieferten Namen unter Hinzufügung der soweit angängig erschlossenen altgermanischen Form dar:

| Rune | | got. | nord. | agſ. | Bedeutung | germ. |
|---|---|---|---|---|---|---|
| 1. | (f) | *fe* | *fē* | *feoh* | „Vieh, Habe" | **fehu* |
| 4. | (a) | *aza* | *ōss* | *ōs* | „Aſe" | **ansuz* |
| 5. | (r) | *reda* | *reið* | *rād* | „Ritt, Wagen?" | **raiðō* |
| 9. | (h) | *haal* | *hagl* | *hægl* | „Hagel" | **hagla-* |
| 10. | (n) | *noicz* | *nauð* | *nyd* | „Not" | **nauðiz* |
| 11. | (i) | *iiz* | *īss* | *īs* | „Eis" | **īsaz* |
| 12. | (j) | *gaar* | *ār* | *gēr* | „Jahr(esſegen)" | **jēra* |
| 16. | (s) | *sugil* | *sōl* | *sigel* | „Sonne" | **sōwel-* |
| 17. | (t) | *tyz* | *Tȳr* | *Ti(w)* | „Gott, Tyr" | **tīwaz* |
| 18. | (b) | *bercna* | *bjarkan* | *beorc* | „Birke(nzweig)" | **berkan-* |
| 20. | (m) | *manna* | *maðr* | *man* | „Mann, Mensch" | **mannaz* |
| 21. | (l) | *laaz* | *lögr* | *lagu* | „Wasser" | **laguz* |

Im Altnorwegischen hat die Rune 4 nicht die Bedeutung „Aſe", sondern „Flußmündung". Das Wort *ōss* war doppeldeutig. Ein ähnlicher Fall liegt in der oben nicht verzeichneten Rune 2 (ū) vor. Der altenglische Name ist *ūr* m. „Auerochse", dagegen erscheint im Altnorwegischen und Altisländischen *ūr* n. in der Bedeutung „Schlacke" bzw. „Regen". Der altdänische Name ist *urR* m., der gotische *uraz* m. Da die gotische Form sprachlich unmöglich ist, muß sie ein Schreibfehler für uruz (u-Stamm) sein. Der englische, dänische und gotische Name setzen ein Maskulinum germ. **ūruz* voraus, das die Bedeutung „Auerochse" gehabt haben muß. Im Nordischen starb das Wort früh aus, und der Runenname wurde umgedeutet.

Da in dem jüngeren nordischen Alphabet acht Runen fehlen, sind wir nicht in der Lage, die älteren nordischen Namen für diese Zeichen zu bestimmen. Sechs davon lassen sich jedoch wegen der Gleichartigkeit der gotischen und altenglischen Namen für das Altgermanische und die ältere nordische Periode erschließen:

| Rune | | got. | agſ. | Bedeutung | germ. |
|---|---|---|---|---|---|
| 7. | (g) | *geuua* | *gyfu* | „Gabe" | **gebō* |
| 8. | (w) | *uuinne* | *wen* | „Freude" | **winjō* |
| 19. | (e) | *eyz* | *eoh* | „Pferd" | **ehwaz* |
| 22. | (ng) | *enguz* | *Ing* | „Der Gott Ing" | **Ingwaz* |
| 23. | (d) | *daaz* | *dæg* | „Tag" | **dagaz* |
| 24. | (o) | *utal* | *ēþel* | „Odel" | **ōþala* |

Die Gleichheit von got. *eyz* und agſ. *eoh* „Pferd" ist hypothetisch.

Es besteht kein zureichender Grund, die Existenz der gleichen Namen auch für die ältere nordische Runenperiode in Zweifel zu ziehen.

Während in diesen insgesamt 19 Fällen ein sicheres oder (hinsichtlich der Rune e) wahrscheinliches Ergebnis zu erzielen ist, machen die übrigbleibenden fünf Runennamen Schwierigkeiten.

Die Rune 3 (þ) heißt im Nordischen *þurs* „Rieſe", im Altenglischen *þorn* „Dorn" und im Gotischen *thyth*. Hier herrscht Ungleichheit auf der ganzen Linie, doch sind wir der Ansicht, daß der nordische Name dem älteren Tatbestand gerecht wird. Das Lied von Skirnir erwies, daß diese Rune als Unheilsrune Verwendung

fand, und es ist höchst wahrscheinlich, daß auf gotischem und englischem Bereich eine Abänderung aus christlich-religiösen Gründen erfolgte. Um so wahrscheinlicher wäre die Annahme, wenn man den gotischen Namen mit got. *þiuþ* n. „das Gute" gleichsetzt; der neue Name wäre in solchem Fall in absichtlichem Gegensatz zu der altheidnischen Bedeutung gewählt worden!

Ganz unsicher ist der Name der Rune 6 (k). Im Nordischen heißt das Zeichen *kaun* „Geschwür", im Altenglischen *cēn* „Fackel", im Gotischen *chozma* mit unbekannter Bedeutung. Ein Ausgleich ist hier nur vermutungsweise möglich.

Für die Rune 13 (ẹ) ist uns nur der altenglische Name *eoh* „Eibe" bekannt. In der jüngeren nordischen Runenreihe ist „Eibe" (*ȳr*) der Name der ʀ-Rune. Der Gedanke wäre ansprechend, daß dieser Name hier wie im Altenglischen ursprünglich der ẹ-Rune galt, doch wäre in solchem Fall ein altgermanischer Name **īhwaz* anzusetzen, der sich mit seinem Anlaut kaum auf die ᛇ-Rune beziehen dürfte. Die Frage könnte erst nach sicherer Festlegung der lautlichen Qualität der alten ẹ-Rune geklärt werden.

Die 15. Rune (z) stellte im Altenglischen den Laut x, im Nordischen ʀ, im Gotischen z dar. Der gotische Name *ezec* ist bisher ungeklärt, der nordische lautet *ȳr* „Eibe", der altenglische u. a. *eolhx*. Ein sicheres Ergebnis ist hier nicht zu gewinnen.

Die 14. Rune (p) schließlich heißt im Gotischen *pertra*, im Altenglischen *peorð*. Wir gelangen zu einem germanischen *perðr-*, ohne die Bedeutung des Wortes zu kennen.

Auf Grund des Gesagten sind wir in der Lage, 20 altgermanische Runennamen mit folgender Bedeutung festzulegen:

1. Vieh, Habe
2. Auerochse
3. Riese
4. Ase
5. Ritt (Wagen?)
6. ?
7. Gabe
8. Freude
9. Hagel
10. Not
11. Eis
12. Jahr(essegen)
13.–15. ?
16. Sonne
17. Tiwaz
18. Birke
19. Pferd
20. Mann
21. Wasser
22. Ingwaz
23. Tag
24. Odel

Die 13. Rune hat möglicherweise den Namen „Eibe" gehabt, die 14. ist uns mit ihrem Stamm *perðr-* bekannt, ohne daß die Bedeutung klarsteht.

Bei aller Buntheit der in dieser Weise erschlossenen Namen ist eine gewisse Einheitlichkeit nicht zu verkennen. Ganz zufällig scheint die Reihenfolge nicht zu sein, da sich Paare wie „Vieh (Hausvieh)" und „Auerochse", „Riese" und „Ase", „Gabe" und „Freude", „Hagel" und „Not", „Eis" und „Jahressegen" teils als verwandte, teils als entgegengesetzte Begriffe gegenüberstehen. Doch ist bei der Ausdeutung des Sinnes der Namenreihenfolge im einzelnen noch kein Versuch restlos geglückt.

Von Bedeutung ist, daß die Runennamen Begriffe bezeichnen, die sich untereinander nicht decken und bestimmte Bezirke des menschlichen Lebens betreffen. Daß die Runennamen für den Zauber von Bedeutung waren, zeigten die beiden Eddastrophen, und wir werden folgern, daß jede Rune mit ihrem Namen eine gesonderte Bedeutung innerhalb der germanischen Zauberpraxis besessen hat. Höchstwahrscheinlich haben wir es beim germanischen Loszauber, wie er zuerst von Tacitus (Germania c. 10) beschrieben worden ist, mit einer Verwendung von Runen zu tun, die auf die einzelnen Stäbchen geritzt wurden und aus deren Namen der Inhalt des Göttersspruchs ersichtlich wurde. Die Gesamtheit der Runeninhalte ergab auch die Gesamtheit der Bestandteile des menschlichen Lebens, die beim Zauber von Bedeutung waren.

Wie sich die Runennamen in ihrer Reihenfolge und damit auch das Runenalphabet im Gedächtnis zu halten vermochten, können uns die erhaltenen Runengedichte andeuten.

Das altenglische Runengedicht ist so eingerichtet, daß jede Strophe in der Reihenfolge des Alphabets mit einem Runennamen einsetzt und eine dichterische Ausweitung des betreffenden Begriffs bietet. Die erste Strophe lautet: „Habe (*feoh*, f-Rune) ist Trost für jeden Menschen, doch soll jedermann sie reichlich verschenken, wenn er von dem Herrn Ehre zu erlangen wünscht." Strophe 16 lautet: „Sonne (*sigel*, s-Rune) ist stets der Seeleute Hoffnung, wenn sie über des Fisches Bad (Meer) fahren oder das Brandungsroß (Schiff) an Land führen." So werden 29 Runennamen behandelt. Eine sinnvolle Anordnung im ganzen ergibt sich jedoch nicht, und man könnte die Strophen beliebig umstellen.

Das norwegische Runengedicht besteht aus 16 mit Stab- und Endreim versehenen Strophen zu je zwei Versen. Die Strophe setzt mit dem Runennamen ein und läßt den ersten Satz meist über den ersten Vers laufen. Der zweite Vers schließt sich entweder inhaltlich an oder besteht in einem ganz lose, mehrfach auch ganz sinnlos angefügten neuen Satz. Die erste Strophe lautet: „Habe führt zum Streit zwischen Verwandten, der Wolf lebt im Walde." Hier könnte der zweite Vers mit seinem „Wolf" eine Anspielung auf den Verwandtenmörder enthalten, doch beweist etwa Str. 12, daß wir auch mit inhaltlich ganz unverbundener Mitteilung rechnen können: „Tyr ist der einhändige Ase – der Schmied hat oft zu blasen." Strophe 5: „Reiten, sagt man, ist den Rossen das Schlimmste – Regin schmiedete das beste Schwert." Eine sinnvolle Strophenanordnung ist auch in diesem Gedicht nicht zu bemerken.

Das jüngere isländische Gedicht ist kunstvoller. Es verbindet Merkdichtung und Rätseldichtung, indem es die Runennamen mit Kenningen und anderen Begriffen umschreibt. Strophe 11: „Sonne ist der Wolken Schild und scheinender Strahl und des Eises Lebensberauber." Strophe 1: „Gold ist der Verwandten Streit und des Meeres Feuer und des Grabfisches (Schlange) Weg." Auch hier sind die Strophen nicht sinnvoll geordnet.

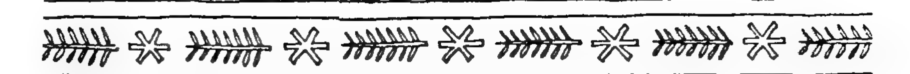
Während die drei genannten Runengedichte sichtlich einen jungen Typus darstellen, tritt uns im „Abecedarium Nordmannicum" ein archaisches Gebilde entgegen. Das kurze Gedicht besteht aus 11 Versen, die den Stabreim in sich tragen, und lautet:

| | |
|---|---|
| *Feu forman.* | Vieh zuerst, |
| *Ur after.* | Auerochs darauf, |
| *Thuris thritten stabu.* | Thurs als dritter Stab. |
| *Os ist himo oboro.* | Ase ist diesem über, |
| *Rat endost ritan.* | Rad ritze man zum Schluß. |
| *Chaon thanne cliuot.* | Kien (?) faßt dann Fuß. |
| *Hagal Naut habet.* | Hagel hat Not im Gefolge. |
| *Is. Ar endi Sol.* | Eis, Jahr und Sonne. |
| *Tiu. Brica endi Man midi.* | Tiu, Birke und Mann inmitten. |
| *Lagu the leohto.* | Das Wasser das lichte. |
| *Yr al bihabet.* | Eibe beschließt das Ganze. |

Die ersten sechs Runennamen stehen in je einem Vers, ebenso die beiden letzten. Die übrigen acht werden in drei Verse gedrängt, mit nicht gerade glücklichem Rhythmus. Ob die Überlieferung in der Tat auf ein dänisches Gedicht mit genau gleichem Aufbau zurückgeht oder ob die Vorlage aus 16 Versen bestand, die je einer Rune galten, steht dahin.

Im Abecedarium ist ein Versuch gemacht, die Verse inhaltlich zu binden. Die Anordnung ist primitiv, in der überlieferten Form auch nicht ganz ernst zu nehmen, doch gibt sie eher Anlaß zum Einblick in altgermanische Runenmerkgedichte als die drei erstgenannten Gebilde. Die Reihenfolge des Runenalphabets können uns diese überlieferten Runendichtungen nicht erklären. Die Zeichenfolge kann sich nur aus einem alten Merkgedicht erklären, dessen Verse einen inhaltlich zwingenden Aufbau besaßen, oder aus einer magischen Anordnung, die zunächst in überhaupt keiner Beziehung zu einem Merkgedicht stand und später aus mnemotechnischen Gründen in poetischer Form festgehalten wurde.

Konstantin Reichardt, in: Hermann Schneider (Hrsg.) "Germanische Altertumskunde", C.H.Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München 1938



# *Gedenken an Arminius*

**Von Enno v. Loewenstern**

**„Vereinigte germanische Stämme unter Führung des Cheruskers Arminius zerschlugen die drei Legionen im Kampf Mann gegen Mann." Diese fröhliche Siegesmeldung steht nicht in einem jener alten Schulbücher, die unter dem Einfluß der Friedenskräfte in unseren Kultusministerien wegen allzu hurrapatriotischen Tons ausgemerzt worden sind. Sie steht in einer Hauspostille der Friedenskräfte, „Junge Welt", dem Blatt der FDJ, der einst von Honecker geleiteten Jugendorganisation der SED.**

**Man reibt sich die Augen – aber na schön, neuerdings machen die ja in Patriotismus; sie haben Scharnhorst und Friedrich den Großen entdeckt, warum sollen sie nicht auch frühere Kriegshelden beim Zerschlagen des Feindes feiern. Zumal da dieser Arminius einen offenbar gerechten Krieg geführt hat; wir lesen, daß die Germanen im Teutoburger Wald um ihre Unabhängigkeit von den Römern gekämpft hätten. Wohl war, nickt der Bildungsbürger, der noch in die Schule ging, als man Geschichte und nicht Sozialkunde lehrte. Aber dann stutzt er.**

**Was sich da im Teutoburger Wald abspielte, war der Kampf gegen eine Besatzungsmacht. Ursache der germanischen Erhebung war nicht die Arroganz des Varus gewesen, wie einige römische Historiker es später darstellten. Vielmehr hatte er Befehle zu vollstrecken: Bündnisverträge zu brechen und die Verbündeten von gestern zu Kolonialuntertanen zu machen.**

**Die germanischen Führer versuchten Varus erst zu überreden; dann, als nichts half, bereiteten sie den Aufstand vor – übrigens, auch das gab es damals schon, gegen den Willen mancher ihrer eigenen großen Herren, die sich der fremden Macht stärker verpflichtet fühlten als der Unabhängigkeit; Segestes ging es wahrlich nicht nur um die entführte Thusnelda. Arminius jedenfalls wiegte Varus in Sicherheit und schlug im geeigneten Augenblick zu. Wohl nahm Rom noch Rache; die historische Folge der Schlacht aber war jedenfalls, daß das expansive Imperium seine Grenzen zurücknehmen mußte.**

**Die Germanen erreichten in der Tat ihre Unabhängigkeit. Und daran erinnert das FDJ-Blatt so nachdrücklich. Nun wünscht sich niemand mehr ein Blutvergießen und ein Zerschlagen. Ansonsten aber ist der Stoff es gewiß wert, daß man ihn wieder zur Sprache bringt.**

Die Welt vom 1.9.1984

# Immer mehr Schweden reichen Klage in Straßburg ein

**Beschwerden reichen von Eigentumsrecht bis Kinderhaft / 240 Anzeigen im Jahre 1983**

R. GATERMANN, **Stockholm**

Schweden bescherte der Welt das Wort Ombudsmann. Am bekanntesten dürfte der Justizombudsmann sein, der die Bürger vor Übergriffen der Obrigkeit schützen und ihre Interessen wahrnehmen soll. Schweden gilt vor allem im Ausland als ein Land mit ausgeprägtem Gerechtigkeitssinn. Viele Schweden werden ihm nicht mehr uneingeschränkt zustimmen.

Ein Beweis dafür ist die in den vergangenen Jahren kräftig gestiegene Zahl der Klagebriefe, die bei der Europäischen Menschenrechtskommission eingegangen sind. Waren es 1980 nur 55 Anzeigen, so wurden 1983 bereits 240 registriert, womit Schweden hinter Großbritannien und der Bundesrepublik Deutschland auf den dritten Platz vorrückte. 1982 geschah zudem das Ungeheuerliche: Schweden wurde erstmals für schuldig befunden.

## Erstmals verurteilt

Dieses Urteil war in doppelter Hinsicht bemerkenswert. Schweden war als erstes nordeuropäisches Land verurteilt worden. Zudem war es in der dreißigjährigen Geschichte des Europäischen Gerichtshofes das erste Mal, daß die Europajuristen das Eigentumsrecht einer Privatperson gegenüber dem Staat verteidigten. In mehr als 20 Jahren hatte die Stadt Stockholm mit Hilfe ihres Enteignungsrechts und eines Bauverbots zwei Hauseigentümern die Möglichkeit genommen, ihren Besitz zu verkaufen, umzubauen oder gar nur die notwendigsten Erhaltungsarbeiten vorzunehmen.

Als die Verbote durch Änderung des Stadtplanes aufgehoben wurden, waren die Häuser verfallen, die Eigentümer forderten Schadensersatz, Stadt und Staat weigerten sich. In Straßburg bekamen die Privatpersonen Recht, auf den Schadensersatz warten sie allerdings immer noch, so daß sich die Geschädigten erneut an den Gerichtshof wandten. Unabhängige schwedische Juristen bezeichnen den Fall als peinlich und befürchten, daß auf Schwedens Ruf als Rechtsstaat ein neuer Schatten fällt.

Unter den übrigen Fällen, die in Straßburg anhängig sind – 15 befinden sich derzeit in der Verhandlungsphase – hat der des Schreiners Torsten Leander (32) bisher am meisten die schwedische Öffentlichkeit beschäftigt. Er wurde vor fünf Jahren vom Marinemuseum in Karlskrona angestellt, aber schon nach zehn Tagen wieder nach Hause geschickt. Begründung: Er sei ein Sicherheitsrisiko. Der Schreiner hat jedoch bisher nicht erfahren, warum er nicht akzeptabel war.

Einige andere in Straßburg vorliegende Fälle behandeln die Zwangsverwahrung von Kindern. Die fünftägige Inhaftierung eines zwölfjährigen Jungen, der ausgewiesen werden sollte – ein Beschluß, der später aufgehoben wurde –, sowie zwei andere Klagen gegen die Handhabung der schwedischen Ausländergesetze.

Allerdings befindet sich auch die Urbevölkerung Nordschwedens auf dem Weg nach Straßburg. Die Lappen beschäftigt derzeit zwei Fälle, in denen ihnen der Staat nach ihrer Ansicht den ihnen angestammten Lebensraum durch Gesetze oder Mißachtung bestehender Gesetze eingeschränkt. Sie beschreiten derzeit den schwedischen Rechtsweg. Verlieren sie, wollen sie sich an die Menschenrechtskommission wenden.

Großes Aufsehen erregte in Schweden im Herbst 1983 die von Ministerpräsident Olof Palme bei einem Besuch in Straßburg gemachte Bemerkung, der Europäische Gerichtshof sei eine Spielstube für Gustav Petrén. Er ist einer der höchsten Richter Schwedens und einstiger stellvertretender Justizombudsmann, außerdem Mitbegründer der schwedischen Bürgerrechtsbewegung und Mitglied der internationalen Juristenkommission.

## In der Grauzone

Nach seiner Auffassung haben sich Gesetzgebung und Rechtsprechung in Schweden teilweise einer kritischen Grauzone genähert, und es wachse die Zahl der Fälle, die eine Klage in Straßburg rechtfertigen. Diese gelangen dort zunächst in die Hände von Erik Fribergh, einst Jurist in der schwedischen Staatsverwaltung.

Es fällt darüber hinaus auf, daß der Rechtschef des Stockholmer Außenministeriums, Hans Danilius, einmal in Straßburg als Verteidiger des schwedischen Staates auftritt, in anderen Fällen jedoch in derselben Institution zu Gericht sitzt. Wenn er demnächst diesen Posten verläßt, wird dieser von Hans Corell übernommen, dem zweithöchsten Juristen im Justizministerium Schwedens. Er wird sich in starkem Maße mit den Klagen schwedischer Bürger bei der Menschenrechts-Kommission zu befassen haben.

Die Welt, lo.5.1984

## Blonde mehr gefährdet

dpa, **München**

Blonde Menschen haben ein siebenmal größeres Risiko, an Hautkrebs (malignes Melanom) zu erkranken, als Schwarzhaarige. Zu diesem Ergebnis kommt die Studie eines kanadischen Krebsforschungsinstituts in Vancouver, nachdem man dort 595 an Hautkrebs erkrankte Patienten untersucht hatte. Das berichtet die in München erscheinende „Ärztliche Praxis".

Die Welt , 4.4.1984

! "Mit ungewöhnlicher Schärfe" forderte der Verband der flämischen Zahnärzte in Brüssel "den Abgang ausländischer Studenten von den belgischen Universitäten." Am Verbands-Vorstandstisch prangten Plakate mit der Parole "Buitenlanders go home!"

Pons, 8.9.1984

Steinzeit-Ausstellung

# Bauernleben, 7000 Jahre vor der EG

Mit einer Enttäuschung endet gelegentlich ein Familienausflug zu einer Ausgrabungsstätte, von der zu lesen war, sie sei bedeutend. Was sich den Betrachtern oft nur bietet, sind Leute, die auf einem abgeernteten Feld eine rechteckige Grube ausheben, als wollten sie ein Schwimmbad bauen. Ausgerüstet mit Schaufel, Spachtel und Pinsel glätten sie mit Akribie Seitenwände und Grundfläche, fotografieren alles aus verschiedenen Blickwinkeln und vermessen es. Nachdem sie die Grube mehrfach zentimeterweise auf diese Art vertieft und fotografiert haben, schütten sie nach einigen Wochen alles wieder zu, ohne daß wertvoller Schmuck, ein Mauerrest oder wenigstens ein Skelett zum Vorschein gekommen wäre.



*Das staatliche Museum für Naturkunde und Vorgeschichte im niedersächsischen Oldenburg zeigt gegenwärtig unter dem Titel „Frühe Bauernkulturen" in Niedersachsen eine Ausstellung, in der Archäologen einmal zusammengestellt haben, was sie und ihre Spezialisten über die Urahnen der niedersächsischen EG-Bauern herausgefunden und zusammengetragen haben. Unser Bild zeigt einen „Konstruktionsvorschlag" für ein Haus der frühen Bauernkultur aus dem 5. Jahrhundert vor Christi, das im Original etwa 40 Meter lang war.*

Der Sinn dieser auf den ersten Blick wenig sensationellen archäologischen Routine- und Feinarbeit erschließt sich möglicherweise erst bei einem Rundgang durch eine Ausstellung, die den Winter über das Staatliche Museum für Naturkunde und Vorgeschichte in der niedersächsischen Bezirkshauptstadt Oldenburg zeigt. Unter dem Titel „Frühe Bauernkulturen in Niedersachsen" haben Mitarbeiter des Museums zusammengestellt, was Archäologen über die Urahnen der niedersächsischen EG-Bauern herausgefunden und zusammengetragen haben. Gezeigt wird an Beispielen auch, auf welche Weise sie es herausgefunden haben.

Die derzeit gesicherten Annahmen und Erkenntnisse der Forscher werden in Oldenburg mit großer Anschaulichkeit präsentiert: Die niedersächsischen Steinzeitbauern suchten Schutz in festen und geräumigen Häusern, die in der Regel mit Eichenpfosten gestützt waren. Unter einem Dach – so der für die Ausstellung verantwortliche Oberkustos Dr. Günter Wegner – lebte vermutlich jeweils eine Drei-Generationen-Familie. Die Bauernsiedlungen hatten weniger geschlossenen Dorfcharakter. Eher erscheinen sie den Forschern als lockerer Verbund von Einzelhäusern. Ihre Bewohner ernährten sich überwiegend vegetarisch. Der Ackerbau brachte Gerste, die beiden Weizensorten Emmer und Einkorn sowie Erbsen, Linsen und Mohn hervor. Lein wurde vermutlich für die Herstellung von Geweben angebaut.

Hinweise auf die Konstruktion der Steinzeithäuser liefern heute nur noch Verfärbungen im Erdreich, die die in Jahrtausenden zersetzten Holzpfosten hinterließen. Verkohlte Körner, die aus den Bodenproben gewaschen werden müssen, geben Aufschluß über den Getreideanbau jener Jahrtausende. Von den Vorrats- und Arbeitsgefäßen sind Scherben erhalten. Auch die Herstellung und der Gebrauch von Werkzeugen ist durch Fundstücke überliefert. Wer will, kann sich in der Oldenburger Ausstellung sogar an einem rekonstruierten Steinbohrer aus jener Zeit versuchen. Die Antwort auf die Frage, wann Kühe im heutigen Milchland Niedersachsen zum ersten Male systematisch gemolken wurden, muß die Ausstellung allerdings schuldig bleiben. Milch und Käse haben sich wegen ihrer geringen Haltbarkeit dem Zugriff der Vorzeitforscher bisher entzogen. Aufzeichnungen über Milchwirtschaft oder gar ein steinzeitlicher Melkschemel wurden bisher nicht gefunden.

Manfred Protze

Ärzte Zeitung, 6.12.1983

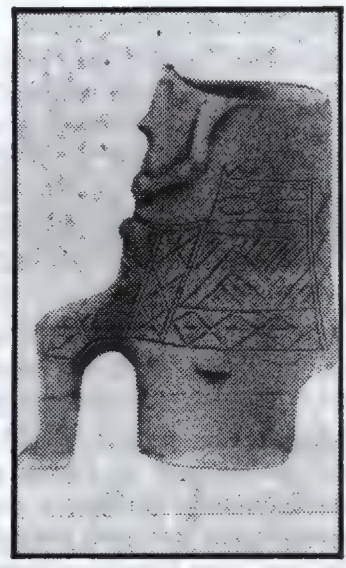
# Blick zurück in die Frühgeschichte

Viele junge Menschen haben sich eingefunden vor den Schaukästen mit Töpfen, Schalen und Schüsseln, mit Beilen und Schneidegerätschaften, vor dem Modell eines Großfamilienhauses oder dem Beet mit Weizen, Gerste, Einkorn, Erbsen, Flachs. Wie mühsam es war, das Getreide zu mahlen, läßt sich ermessen, wenn man selber einmal die Mahlsteine betätigt. Eingeladen dazu ist man im Helms-Museum, dem Hamburgischen Museum für Vor- und Frühgeschichte, in Harburg.

Was die jungen Leute – sie kommen, klassenweise, aus verschiedenen Hamburger Schulen – hier tun, ist sinnvoll angewandter Unterricht: Blick zurück in die Menschheitsgeschichte unseres nahen und nächsten Lebens- und Kulturraumes, anschaulich vermittelt an sechs- bis siebentausend Jahre alten Zeugnissen. Aber solche Unterrichtung dient nicht nur den Schulpflichtigen. Es lernt der Mensch so lang er lebt – sofern er nicht stumpf wird gegenüber den Anreizen dazu. Die Gelegenheit, mehr über unsere Spezies zu erfahren und frühzeitliche Heimatkunde auf eine interessante Weise zu betreiben, bietet jetzt im Helms-Museum die Sonderausstellung „Bauern und Viehzüchter – Die Anfänge unserer Kultur".

Die Ausstellung macht durch ausgewählte Funde, durch knappe und verständliche Texte, die den neuesten Forschungsstand vermitteln und durch große Bilddarstellungen einprägsam deutlich, wo und wie der Übergang von der Alt- und Mittelsteinzeit zur Epoche der Jungsteinzeit zu sehen ist.

Ausgewertet sind insbesondere Grabungen der letzten Jahrzehnte, die das Wissen außerordentlich bereichert haben. Erstaunliches haben die Forscher nach den Grabungen von Eitzum (Wolfenbüttel), der Freilegung einer Siedlung im Mühlengrund bei Rosdorf (Göttingen) oder auf einer zehntausend Quadratmeter großen Fläche in Esbeck (Helmstedt) feststellen können. Wesentliche Ergebnisse brachten von 1961 bis 1967 die Grabungen am Siedlungsplatz Hüde am Dümmer, das Gräberfeld von Wittmar (Wolfenbüttel) und südniedersächsische Funde. Aus einer 6000 Jahre alten Bestattung in Wittmar stammt das Skelett einer jungen Frau, das im Helms-Museum in



Rätselhafter Kultgegenstand: Menschengestaltige Tonplastik

Augenschein zu nehmen ist. Mit achtzehn starb dieser 1,64 Meter große Mensch. Wie harte Anforderungen das Dasein an ihn stellte, haben Anthropologen an den Überresten ablesen können.

Diese Ausstellung ist vom Staatlichen Museum für Naturkunde und Vorgeschichte in Oldenburg mit dem Bedacht bestmöglicher Vermittlung an ein breites Publikum eingerichtet worden. In Harburg präsentiert sie sich auf die hiesigen Gegebenheiten hin vorteilhaft modifiziert und aus der eigenen Sammlung auch zeitlich in der Entwicklung der „Ur-Hamburger" ergänzt (Funde aus den Boberger Dünen). Das Helms-Museum hat sie eingefügt in einen erfolgreichen Ausstellungszyklus, der über den Wandel der Jäger- und Sammlerkultur zu der der Bauern und Viehhalter auf dem Weg vom Vorderen Orient über den Balkan, die ungarische Tiefebene bis nach Mitteleuropa vortrefflich informiert. Die Ausstellung präsentiert als älteste Kultur der Jungsteinzeit (4 700 – 3 800 v. Chr.) die Bandkeramik, so benannt nach den Verzierungen der keramischen Gegenstände. Bis an den Nordrand des Lößlandes in Niedersachsen breiteten sich die Siedlungen der ersten hiesigen Bauern in Dörfern mit zehn bis zwölf Gehöften aus.

Die Ausstellung dauert bis zum 28. Oktober. Das Katalogbuch kostet 18 Mark.

P. THEODOR HOFFMANN

## Keltengräber in Rottenburg entdeckt

Eine vollständig erhaltene keltische Totenstadt ist in Rottenburg entdeckt worden. Bei fünfmonatigen Grabungen kamen bisher 35 Gräber und 135 Gefäße aus der Hallstattzeit (800 bis 400 vor Christus) zutage.

Den Fund von vier Skeletten – seltsamerweise nach Ansicht der Denkmalschützer nur weiblichen – werten sie als weiteres Zeugnis des im Lauf des 8. und 7. Jahrhunderts eingetretenen Übergangs von der Verbrennung zur Bestattung der Toten.



Probieren wie die Jungsteinzeit-Bauern handwerkten: Helms-Museumskustos Dr. Friedrich Laux an einem Steinbohrer Foto: ANDREAS LAIBLE

Hamburger Abendblatt, 11./12.8.1984

# Der nordische Sippengedanke.

Von Richard v. Hoff.

Überall in der Welt, wo europäische Gesittung herrscht, finden wir die Einehe vor, und nur in Forschungsberichten lesen wir gelegentlich noch von Völkern, deren Familie einen ganz anderen Aufbau zeigt. Wenn wir so die Einehe für etwas Selbstverständliches halten, unterschätzen wir zwar nicht ihre sittliche, wohl aber leicht ihre geschichtliche Bedeutung. Hat es doch Zeiten gegeben, wo sie in Europa geradezu eine Ausnahme gebildet hat. Und hätte die rassische und völkische Entwicklung unseres Erdteils einen anderen Verlauf genommen, so wäre die Einehe vielleicht eine seltene Erscheinung in der Welt geblieben. Das wird uns klar, sobald wir einen Blick in die Werke der griechischen und römischen Schriftsteller des Altertums werfen, die auf Reisen über den engeren Bereich ihrer Heimat hinausgelangt sind. So erzählt Herodot von den Lykiern in Kleinasien, sie seien nach ihrer Mutter benannt, und, nach ihrer Herkunft befragt, führten sie wiederum ihre Mutter und deren Mutter an. Und Nikolaus von Damaskus gibt an, sie hinterließen ihr Erbe nicht den Söhnen, sondern den Töchtern. Weiter lesen wir bei Herodot von den Massageten am Kaspischen Meer und von den Agathyrsen in Siebenbürgen, die Männer hätten dort ihre Frauen gemeinsam. Strabo meldet aus Spanien, daß bei den Kantabrern ausschließlich die Töchter erben, und bei den Iberern nach der Geburt eines Kindes nicht die Frauen, sondern seltsamerweise die Männer sich ins Wochenbett legten, was auch von anderen Völkern vielfach bezeugt ist.[1] Tacitus hat von seinen Gewährsmännern erfahren, daß die finnischen Sitonen im äußersten Nordeuropa unter der Herrschaft einer Frau stünden und die wohl ebenfalls finnischen Ästier im Baltenlande als höchstes Wesen eine Muttergottheit verehrten. Und Cäsar berichtet, bei den vorkeltischen Ureinwohnern Britanniens lebten Männer und Frauen gruppenweise zusammen. Ähnliche mutterrechtliche Zustände sind bei den Bewohnern der Balearen und Sardiniens sowie bei den Etruskern in Italien überliefert. Das gleiche gilt teilweise auch für Griechenland, wo noch in geschichtlicher Zeit Reste der vorindogermanischen Bevölkerung, der Karer, vorhanden waren. Die Kreter nannten ihre Heimat nicht Vaterland, sondern Mutterland; und die auf dem Balkan bis nach Mitteleuropa verbreitete vorgeschichtliche Kultur der Bandkeramiker ist durch auffällig zahlreiche Darstellungen einer weiblichen Gottheit gekennzeichnet.

Es handelt sich in allen diesen Fällen um vorindogermanische Völker, die während der jüngeren Steinzeit, also vor 4000 und mehr Jahren, das gesamte Europa mit Ausnahme der deutschen und südskandinavischen Heimat der nordischen Indogermanen bewohnten, von denen sie sich nicht nur durch ihre rassische Artung, sondern auch durch einen völlig abweichenden Aufbau der Familie unterschieden. Als die Indogermanen sich jedoch zu Beginn der Bronzezeit zuerst nach Südosten und Süden, später auch nach Südwesten und Westen ausdehnten, brachten sie ihre vaterrechtliche Einehe überall mit sich in die unterworfenen Gebiete. Die fremdrassige Urbevölkerung wurde teils in abgelegene Gegenden zurückgedrängt, teils vermischte sie sich im Laufe der Zeit mit den Eroberern und übernahm von ihnen auch den Aufbau der Familie. Wie stark der auf rassische Unterschiede zurückgehende seelische Gegensatz zweier Bevölkerungsgruppen bis weit in geschichtliche Zeiten hinein z. B. in Griechenland empfunden wurde, zeigt ein berühmter Vers, der auch in das Neue Testament aufgenommen worden ist und dort ausdrücklich als wahr bezeugt wird: „Die Kreter sind immer Lügner, böse Tiere und faule Bäuche." Er läßt erkennen, daß die Angleichung der verschiedenrassigen Volksteile aneinander nur sehr allmählich vor sich gegangen ist, was bei dem jahrhundertelangen Bemühen der nordischen Oberschicht, sich vor der Vermischung mit den unterworfenen Rassen zu bewahren, durchaus verständlich erscheint.

Am besten vermögen wir diese Vorgänge in Westeuropa zu übersehen, weil die keltische Eroberung des Westens uns um Jahrhunderte näher liegt als die des Südens durch die Vorväter der Griechen und Römer. Um die Mitte des ersten Jahrtausends vor der Zeitwende wohnten in Frankreich die westrassischen Ligurer, deren Sitze weit nach Italien hinreichten und außer den westlichen Alpen einst auch deren Vorland bis zur Donau umfaßt hatten. Teilweise haben sie auch im nördlichen Spanien geherrscht, wo ihre Nachkommen, die Basken, bis auf diesen Tag mit eigener, nichtindogermanischer Sprache und Resten ehemaligen Mutterrechts leben.[2]) Auf sie — die Ligurer — geht der Grundstock der heutigen Bevölkerung Frankreichs zurück; denn die nordischen Kelten haben dort kaum 500 Jahre lang die Oberschicht des Volkes gebildet und sind überdies in den schweren Kämpfen mit Cäsar stark zusammengeschmolzen, weshalb ja auch ihre Sprache dort völlig verschwunden ist. Die noch heute keltisch sprechenden Bretonen stammen, wie auch ihr Name besagt, aus Britannien. Nachbarn der Ligurer waren in Spanien die ebenfalls westrassischen Iberer, die außerdem ganz Großbritannien bewohnten, wo der Name Hibernia für Irland noch heute an sie erinnert. Sie mußten sich, nachdem bereits in der Bronzezeit nordische Scharen über die Nordsee eingedrungen waren, um 500 vor der Zeitwende nach Wales, Irland und Schottland vor den Kelten zurückziehen, denen tausend Jahre später von den Germanen dasselbe Schicksal bereitet wurde. Aber bis ins 8. Jahrhundert unserer Zeitrechnung vermochten sie in Schottland nicht nur ihre politische Selbständigkeit, sondern auch ihre heimische, nichtindogermanische Sprache zu erhalten, an deren Stelle alsdann erst, wie zuvor bereits in Irland, eine keltische trat. Ihre keltischen Nachbarn hatten ihnen den Namen Cruthentuath, d. h. Volk der Tätowierten, beigelegt, was die Römer durch Picti, die Bemalten, wiedergegeben haben. Die bei den Pikten herrschenden mutterrechtlichen Zustände spiegelt z. B. noch die irische Heldensage wieder. Hier stößt die geschlechtliche Hemmungslosigkeit der Frauen und Mädchen, die im übrigen keine besonders hohe Stellung einnahmen, das nordische Empfinden ab. Die Pikten nannten sich nach ihrer Mutter; und noch zur Zeit des angelsächsischen Geschichtsschreibers Beda, der im Jahre 735 starb, folgte auf einen piktischen Herrscher und seine Brüder nicht der Sohn des ältesten, sondern der Sohn seiner Schwester; auf diesen und seine Brüder von Mutterseite wiederum deren Schwestersohn und so fort. Ebenso vererbte sich auch der Besitz.[3]) Stellen wir somit zusammenfassend bei diesen frühgeschichtlichen Völkern mit Mutterrecht als auffälligste Erscheinungen Verehrung einer obersten Muttergottheit, Frauengemeinschaft, Benennung nach der Mutter, Männerkindbett und Erbgang über die weibliche Verwandtschaft fest, so begreifen wir, daß unsere nordischen Ahnen derartigen gesellschaftlichen Zuständen, die sie rings umgaben, ebenso befremdet gegenüberstehen mußten wie wir heute ähnlichen Verhältnissen etwa bei den Negern Innerafrikas. Der Gegensatz war so groß, daß die Gesellschaftswissenschaft fast bis in unsere Zeit hinein sich bei der Beurteilung dieser Tatsachen nicht anders zu helfen wußte, als daß sie auch unseren Vorfahren in ihrer mittel- und nordeuropäischen Urheimat ein ehemaliges Mutterrecht andichtete, das sie erst ganz allmählich, stufenweise zur Einehe fortschreitend, überwunden haben sollten. Dabei hatten klarsehende Männer wie der verdiente Keltenforscher Heinrich Zimmer längst darauf hingewiesen, daß sich nirgends in der Welt bei ungestörter Entwicklung ein Übergang vom Mutterrecht zum Vaterrecht feststellen lasse.[3]) Auch gibt es Stämme mit Vaterrecht bereits auf den niedrigsten Kulturstufen. Ferner haben die semitischen und hamitischen Völker die vaterrechtliche Familie von jeher gehabt, allerdings stets mit Vielweiberei verbunden.[25]) Da überdies die Völker gerade ihren

Familienaufbau mit ganz besonderer Zähigkeit zu bewahren pflegen, ist anzunehmen, daß sie ihn aus ferner Urzeit mitgebracht haben. Das gilt ohne Zweifel auch für die Indogermanen, deren gesellschaftliche Ordnung eindeutig auf dem Vaterrecht aufgebaut ist. Die Wurzel dieser Ordnung liegt nicht, wie man früher wähnte, in wirtschaftlichen Verhältnissen, sondern in der rassenseelischen Eigenart, der mutterrechtliche Zustände nicht gemäß waren.

Die Eheform der Indogermanen ist die wichtigste Grundlage ihrer Gesittung und vielleicht der bedeutendste Hebel, der ihnen im Kampfe mit ihren andersrassigen Nachbarn schließlich das Übergewicht sicherte. Für das Verständnis der geschichtlichen Entwicklung ist allerdings zu beachten, daß die Indogermanen auf ihren Eroberungszügen fast überall auf mutterrechtliche Völker trafen. So konnte es auf die Dauer — vor allem im Gefolge der Rassenmischung — nicht ausbleiben, daß sich bei ihnen gelegentlich mutterrechtliche oder andere fremde Einflüsse in Religion, Sage und Brauchtum bemerkbar machten. Wir haben jedoch die indogermanische Familie der Vorzeit nicht nur gegen die unbegründete Unterstellung eines ehemaligen Mutterrechts zu verteidigen, sondern zugleich auch gegen die immer noch nicht verschwundene Auffassung, daß die Frau bei ihnen eine untergeordnete Stellung innegehabt habe. Hier hilft uns neben der vergleichenden Rechtswissenschaft vor allem die vergleichende Sprachwissenschaft, die beide unter anderem auch die gesellschaftlichen Zustände der jüngeren Steinzeit, in der die indogermanischen Völker noch nebeneinander in Mittel- und Nordeuropa wohnten, mit hinreichender Sicherheit erschließen. Gegen das angebliche Mutterrecht der Indogermanen entscheidet eigentlich schon das indogermanische Wort Witwe, das da keinen Sinn hat, wo eine Frau mehreren Männern gehört.[4]) Und wenn neben dem indogermanischen Wort *potis, Hausherr, mit der Grundbedeutung der Mächtige, die Form *potni, Hausfrau, eigentlich die Mächtige, steht, so ist das gewiß das Gegenteil von dem Sklavendasein der Frau etwa bei den morgenländischen Völkern, und weist darauf hin, daß die Frau schon in indogermanischer Vorzeit ihren eigenen häuslichen Machtbereich hatte, während der Mann Ernährer und Schützer der Familie nach außen war. Ebenso aufschlußreich und für mutterrechtliche Verhältnisse unbrauchbar sind die Ausdrücke für die neuen Verwandten, die die aus der väterlichen Sippe in die des Ehegatten eintretende junge Frau vorfand: Schwiegervater und Schwiegermutter, deren Schwiegertochter sie selber war, ferner Schwager und Schwägerin. Die entsprechenden indogermanischen Bezeichnungen galten einst alle nur für die Verwandten des Ehemannes, nicht aber für die aus der Sippe der Frau, die man nicht als verwandt, sondern nur als befreundet ansah. Hierzu kommt, daß zwar ein indogermanisches Wort für den Bruder des Vaters, nicht aber für den Bruder der Mutter erschließbar ist, weil dieser nicht zur Sippe des Ehemannes gehörte; doch war ein Name für den Vater der Frau und für den Schwiegersohn vorhanden, ein Zeichen, daß die Sippen einander näher kamen.[4]) Die indogermanische Form der Ehe ist die Einehe. Schon der Begriff potni, der die Hausfrau als die Mächtige bezeichnet, läßt keine Mehrzahl zu; überdies fehlen in der indogermanischen Grundsprache Ausdrücke für Nebenfrauen durchaus. Auch ist die Einehe für die wichtigeren europäischen Indogermanen — mit seltenen, meist politisch begründeten Ausnahmen — ausdrücklich bezeugt; während die Ostindogermanen, wohl unter dem Einfluß fremder Rassen, aber anscheinend nur in den oberen Bevölkerungsschichten, auch Vielweiberei kannten. Die indogermanische Familie war ursprünglich, abweichend von der unsrigen, eine Großfamilie, der außer dem Elternpaar auch die verheirateten Söhne mit ihren Frauen und Kindern und unter Umständen auch noch Vettern mit den ihrigen angehörten. Allerdings haben die Griechen und Römer diese Großfamilien schon frühzeitig aufgegeben, während bei den Germanen überhaupt nur die Einzelfamilien nachweisbar ist.[5]) Aber die eine wie die andere

Form stand nicht für sich da, vielmehr war sie bei allen Indogermanen unlösbarer Teil eines größeren Verbandes, der Sippe, die alle von einem gemeinsamen Ahnenherrn abstammenden Familien umfaßte.[1]) Ihre überragende Bedeutung wird uns klar, wenn wir sehen, daß sie auf einer festgefügten Gemeinschaft der Siedlung und Wirtschaft, des Rechts und Brauchtums sowie der Ahnengräber beruhte und ihre Angehörigen als geschlossene Einheit in den Kampf entsandte, wie dies von Indern, Griechen, Römern, Kelten und Germanen bezeugt ist. An ihrer Spitze scheinen Altermänner gestanden zu haben, die ihre Sippen im größeren Raume des Stammes vertraten. Die glanzvollste Verkörperung dieser Einrichtung waren im alten Rom die Senatoren als Vertreter der dreihundert altrömischen Patriziergeschlechter.

Die Zusammengehörigkeit der Sippenmitglieder hat anscheinend schon frühzeitig auch in einem gemeinsamen Sippennamen Ausdruck gefunden, da Bildungen wie römisch Tullius, d. h. Nachkomme des Tullus, griechisch Telamonios, der Telamonier, und altpersisch Hachamanišiya, der Achämenide, völlig gleich gebaut sind und demgemäß in die gemeinsame Vorzeit zurückweisen. Bei den Griechen hat allerdings sehr bald eine andere Art der Sippennamen die Oberhand gewonnen, aber auch Bezeichnungen wie der Atride, der Aiakide, der Heraklide, die auf den Vater, Großvater oder Stammvater hinweisen, waren immer nur bei der nordischen Führerschicht in Gebrauch. Die Angehörigen der Unterschicht verwendeten solche Namen nicht. Noch bei Homer galten sie, die Nachkommen der einst unter Mutterrecht lebenden karischen Urbevölkerung, als ἀπάτορες — vaterlos.

Über das wichtigste Ereignis im Leben der indogermanischen Sippe, die Eheschließung, sind die Meinungen der Sachverständigen geteilt. Man stellt sich die Verhältnisse der Vorzeit meist viel zu urtümlich vor. Frauenraub war schon deshalb eine seltene Ausnahme, weil er sofort Blutrache hervorrief.[5]) Die alle bindende Rechtsordnung verlangte eine Eheschließung unter strengster Beachtung überkommener feierlicher Bräuche. Während jedoch die zur Zeit herrschende Anschauung die Überlieferung im Sinne einer Kaufehe deutet, die dem Vater der Braut eine Entschädigung für die ihm verlorengehende Arbeitskraft der Tochter einbrachte, suchen wir die Entscheidung in dem Wort für den angeblichen Kaufpreis, das uns im altdeutschen Wittum und im homerischen ἔδνα bewahrt ist. Nun enthält aber das hier zugrunde liegende indogermanische Wort nicht die geringste Andeutung an den Begriff Kaufpreis. Vielmehr bedeutet es, gemäß seiner Ableitung aus der Sprachwurzel wedh — heimführen —, nichts anderes als Heimführungsgabe, Heiratsgabe. Sie wurde zwar vom Bräutigam dem Vater der Braut ausgehändigt, von diesem aber bei allen indogermanischen Völkern der Braut als Mitgift überreicht, so daß von einem Kauf im eigentlichen Sinne gar nicht die Rede sein kann. Wir haben keinen zureichenden Grund, diesen Brauch, der von vornherein eine wirtschaftliche Sicherstellung der künftigen Ehegattin bezweckte, für den nachträglichen Ersatz eines früheren Kaufes zu halten.

Vom Brauchtum der Hochzeitsfeier läßt sich nur wenig erschließen. Nach der Überlieferung der Inder, Perser, Römer und Germanen ist anzunehmen, daß die Handergreifung der Braut durch den Bräutigam, als Zeichen des Überganges aus der Schutzgewalt des Vaters in die des Ehegatten, eine wichtige Rolle gespielt hat. Auch hat offenbar der Abschied vom Herde des eigenen Hauses und das Umgehen des Herdes im Hause des Gatten einen Teil der Feier gebildet. Und vielleicht ist die Hochzeitsfackel der Griechen der Rest einer ehemaligen Übertragung des elterlichen Herdfeuers in das neue Haus. Eine besondere Bedeutung hatten sinnbildliche Bräuche, die Kindersegen herbeiführen sollten, wie etwa das Bestreuen des Paares mit Getreidekörnern und das Setzen eines Knaben auf den Schoß der Braut.[1])

Hohe Achtung vor der Hausfrau bezeugen neben dem bereits erwähnten *potni, die Mächtige, der homerische Ausdruck δέσποινα, Hausherrin, der,

wie die Sprachform beweist, ebenfalls in die indogermanische Vorzeit zurückreicht, sowie Beiwörter, die die Frau und Mutter als ehrwürdig, Ehrfurcht gebietend bezeichnen. Und wenn wir als Bestätigung dieser Sinnesart zwei Sätze aus dem altindischen *Gesetzbuch des Manu* anführen, in denen es heißt: „Wo die Frauen geehrt werden, sind die Götter erfreut; aber wo sie nicht geehrt werden, ist jeder heilige Brauch nutzlos", und ferner: „Möge gegenseitige Treue bis zum Tode währen; das kann als die Zusammenfassung des höchsten Gesetzes für Mann und Weib angesehen werden"[6]), so führt uns der Vergleich der griechischen und indischen Einstellung erneut in die gemeinsame indogermanische Vorzeit zurück. Dies aber bedeutet, wie bei der Unveränderlichkeit des Erbguts ja auch zu erwarten ist, daß sich die rassenseelische Haltung nordischer Menschen seit der Steinzeit nicht geändert hat.

Der wichtigste Zweck der Ehe war die Gewinnung von Söhnen, die die Dauer des Geschlechts sichern und den Ahnen die schuldigen Totenopfer bringen konnten; denn die *Verehrung der Ahnen* war nach der übereinstimmenden Überlieferung der indogermanischen Völker eine der vornehmsten Pflichten des nordischen Menschen der Vorzeit.[5]) Das Gesetzbuch des Manu sagt hier sogar: „Für den Edelgeborenen (zweifach Geborenen) ist das Opfer zu Ehren der Ahnen wichtiger als das Opfer zu Ehren der Götter."[6]) Gefordert war ein tägliches Opfer des Hausherrn am heiligen Herdfeuer. Man hat diesen Brauch wohl mit der Furcht vor den Toten zu begründen versucht; und ohne Zweifel glaubt man auch, die Toten würden sich eine Vernachlässigung nicht gefallen lassen und den ungetreuen Nachfahren ihren Segen entziehen. Aber solche Art Furcht als Beweggrund für das ehrfurchtvolle Gedenken an Eltern und Voreltern, denen man alles verdankt, widerspricht nordischer Seelenhaltung durchaus. Auch bedeutet der im Lateinischen und Griechischen überlieferte Name für die Geister der Ahnen, lateinisch manes und griechisch *μῆνες*, soviel wie die Guten, was die Frage eigentlich schon entscheidet.[1]) Hinzu kommt, daß griechisch Heros, ursprünglich etwa Ahnherr, dem Wortsinne nach Erhalter, Beschützer ist. Aberglauben hat es zu allen Zeiten gegeben; doch bei den großen indogermanischen Völkern tritt er nirgends in den Vordergrund.

Zur Verehrung der Ahnen gehört eine *würdige Ausstattung ihrer Gräber*. Das galt so sehr als Kennzeichen edler Abkunft, daß die athenischen Archonten vor ihrem Amtsantritt nach ihren Göttern und ihren Ahnengräbern gefragt werden.[7]) Ein Blick auf die gewaltigen Steingräber unserer norddeutschen Heideflächen zeigt, welche erstaunlichen Anstrengungen man gemacht hat, um die Ruhestätte der Ahnen zu sichern. Solche Gräber waren eines der stärksten Gemeinschaftsbänder der nordischen Sippe. Wie lebhaft die Verbundenheit mit den Ahnen geführt wurde, zeigt der Brauch der römischen Patriziergeschlechter, von ihren Toten Gesichtsmasken anfertigen zu lassen und in Nischen der großen Halle ihres Hauses aufzustellen. Beim Tode eines Angehörigen wurden sie von Dienern aufgesetzt und im vollen Schmucke der einstigen staatlichen Würden und Ämter hinter dem Sarge hergetragen, so daß die Ahnen den Sohn ihrer Sippe sichtbar zu Grabe geleiteten. Der uns heute fremdartig anmutende Brauch hat nach dem Bericht des *Polybios*, der um die Mitte des 2. Jahrhunderts vor der Zeitwende schrieb, auf die Zeitgenossen den allerstärksten Eindruck gemacht.[7]) Die Griechen wiederum, pflegten große Tote durch Preislieder und Kampfspiele zu feiern, wofür das Begräbnis des Patroklos in Homers Ilias ein schönes Beispiel ist. Diese Sitte scheint alt zu sein, da Spuren von Rennbahnen in der Nähe bronzezeitlicher Grabstätten auch bei uns im Norden vorhanden sind.

Die *Pflege des Gedächtnisses der Ahnen* geht in uralte Zeiten zurück und ist bei den nordischen Völkern der Anfang aller geschichtlichen Überlieferung gewesen. Welchen Wert man auf Abstammung von edlen Ahnen legte, zeigen die homerischen Helden, die eine ausgebreitete Kenntnis

ihrer Stammtafel verraten. Glaukos z. B. überblickt sechs Geschlechterfolgen, und Aineias gar deren acht in zwei Linien. Die Aufzählung der Ahnen war keine müßige Prahlerei, sondern der unerläßliche Beweis der Ebenbürtigkeit. Mehr als der Eigenname galt die Zugehörigkeit der Sippe.[7]) Im übrigen betonte man nicht einseitig die väterliche Abstammung, nannte vielmehr oftmals auch die Mutter und den mütterlichen Großvater. Noch im demokratischen Athen mußten die Beamtenanwärter zum Beweis ihres Bürgerrechts außer den Eltern auch Namen und Herkunft beider Großväter angeben.[8])

Auf die Entstehung solcher Forderungen müssen Rassenunterschiede einen entscheidenden Einfluß gehabt haben, wo immer nordische Völker Gebiete fremder Rassen eroberten. So folgen die strengen Bestimmungen des altindischen Kastenwesens aus der Notwendigkeit, die hellhaarigen und hellhäutigen Arier vor dem Aufgehen in der dunklen Urbevölkerung zu bewahren. Denselben Sinn hatte die ständische Abgeschlossenheit der altgriechischen Führerschicht: Daher fordern Theognis und Aischylos ebenbürtige Gattenwahl. Und Xenophon erklärt, das Menschengeschlecht entarte durch dauernde Vermischung der Schlechteren mit den Besseren.[8]) Als schließlich Plato sein Volk in letzter Stunde durch einen großzügigen Züchtungsgedanken retten wollte, konnte er sich bereits nicht mehr durchsetzen.

Solange der nordische Rassenkern der indogermanischen Völker unversehrt blieb, war der Stolz auf edle Abkunft untrennbar mit dem Gefühl der Verpflichtung gegen die Ahnen verbunden, deren hohem Vorbild man nachzustreben hatte. Daher lautete das Sittengesetz nicht nur des homerischen Adels: „Immer der erste sein und überragen die andern und das Geschlecht der Väter nicht schänden . . ." Und daß man den unmittelbaren Zusammenhang mit dem rassischen Äußeren noch durchaus fühlte, zeigt ein Wort des Tyrtaios: „Er beschämt sein Geschlecht und schändet sein herrliches Aussehn." Der Ahnen wert war nur, wer seine und damit seiner Sippe Ehre zu wahren wußte; darum sagt der Aias des Sophokles: „In Ehren leben oder tot in Ehren sein: so ziemt's dem Edlen! Alles hast Du jetzt gehört."[8]) Das aus der Vorzeit überkommene Bewußtsein der Sippeneinheit lebte auch in Pindar, wenn er die olympischen Kämpfer als Enkel sieggewohnter Ahnen pries: nicht sich selbst, sondern ihrem Geschlecht errangen sie den Sieg. Blut und Vorbild der Ahnen sind ihm die Kräfte, die immer wieder zu hervorragender Leistung führen. Kurz vor seinem Tode faßt er diese Anschauung nochmals in dem schönen Wort zusammen: „Im Wesen leuchtet hervor bei den Söhnen der edle Sinn von den Vätern her."[8]) Daß neben dem Ahnenstolz die Freude an zahlreicher Nachkommenschaft lebendig war, ist für die Frühzeit selbstverständlich. Erst als die nordischen Völker in den eroberten Gebieten des Südens Kinderreichtum und Rassenreinheit aufgaben, verfielen sie dem Untergang, der sie alle erreicht hat.

Wir gehen nunmehr zu unseren näheren Vorfahren, den Germanen, über, die in der mittel- und nordeuropäischen Heimat der nordischen Rasse das Erbe der Väter wohl unberührter bewahrt haben, als dies bei ihren unter fremden Rasseneinflüssen lebenden Vettern in Südeuropa und Vorderasien der Fall sein konnte. Statt der Großfamilie kannten sie allerdings nur die Einzelfamilie, die, wie noch heute vielfach bei unseren Bauern, die Großeltern auf dem Altenteil und gelegentlich auch unverheiratete Brüder und Schwestern des Hausherrn umfaßte. Die Großfamilien einiger norwegischer Gegenden scheinen jüngeren Ursprungs zu sein. Einzelfamilie wie Sippe ruhten zunächst auf streng vaterrechtlicher Grundlage, die erst allmählich gelockert wurde. Wenn in der Vorzeit mutterrechtliche Einflüsse vorhanden gewesen wären, hätte die Entwicklung in entgegengesetzter Richtung verlaufen müssen. Während die Hausgemeinschaft der Einzelfamilie als herrschaftlicher Verband unter der Schutzgewalt des Hausherrn stand, neben dem in ihrem weiblichen Wirkungskreise die Hausfrau herrschte, wie das althochdeutsche Wort frouwa — Frau, eigentlich Herrin — zeigt, war die Sippe ein Genossenschaftsver-

band, in dem gleichberechtigte Familienhäupter ihre Einzelfamilien vertraten. Sippenälteste sind für die altgermanische Zeit nicht überliefert.[9]) Die männlichen Angehörigen der Sippe hießen Schwertmagen, alle weiblichen und die durch eine Frau verwandten männlichen Spindelmagen. Das heute ausgestorbene Wort Mage bedeutet Verwandter. Ein anschauliches Bild vom Aufbau der Verwandtschaft war dem Germanen nicht der Stammbaum, sondern der menschliche Leib; denn die Sippe wurde als leiblich-seelische Einheit empfunden. Den engeren Kreis der Hausgenossen, Eltern, Kinder, Geschwister, bezeichnete man als Schoß oder Busen, während sich entferntere Sippengenossen nach Knien und Gliedern abstuften. Daher sprechen wir noch heute von Familiengliedern, von Busenfreunden und Schoßkindern.[10])

Wie die Inder, Perser, Griechen und Römer, so hatten auch die Germanen, wohl seit der Vorzeit, doch in selbständiger sprachlicher Form, Sippennamen, die frühzeitig auch als Ortsnamen erscheinen, da die Sippen ursprünglich zugleich Siedlungsgemeinschaften waren. Hierher gehören die fränkischen Merowinge, die bayerischen Agilolfinge, die altenglischen Wylfingas und die altnordischen Ynglingar, ferner Ortsnamen wie Geroldingen, Sigmaringen, Volkwardingen, die soviel wie Nachkommen eines Gerold, Sigmar, Volkward bedeuten, und schließlich die noch heute als Familiennamen lebendigen, aber leider so oft falsch betonten friesischen Benninga, Camminga, Eysinga, Harringa, Papinga, ferner auch Ompteda, Ripperda sowie Hobbema, Scheltema und viele andere, die selbstverständlich alle den Ton auf der ersten Silbe tragen.[11]) Das Einheitsbewußtsein der Sippe war so stark, daß ursprünglich alles Grundeigentum Besitz zur gesamten Hand war, über den nur mit Zustimmung aller Sippengenossen, später mindestens der Hausgenossen, verfügt werden konnte. Spuren ehemaliger Feldgemeinschaft freier Bauern, die sich daraus entwickelt hat, sind noch heute vorhanden. Nach ihrer Auflösung bildeten Wald und Weide als Allmende in ungeteilter Gemeinschaft einen letzten Rest des alten Zustandes. Die Gemeinschaft zur gesamten Hand ist ältestes germanisches Rechtsgut und ist als Einspruchsrecht der Verwandten bei beabsichtigten Verkäufen von Sippengut teilweise bis ins 12. Jahrhundert erhalten.[12]) Auch vererbter Grundbesitz, solange noch Schwertmagen lebten, nur auf diese. Sinn dieser beiden Einrichtungen war die Erhaltung des Sippengutes; denn jede Familie blieb nur so lange im Genuß des öffentlichen Rechts, als der Bestand ihres Grundbesitzes gesichert war. Sondereigentum waren nur Gegenstände persönlichen Gebrauchs, doch bildete sich allmählich auch ein Unterschied zwischen Erbgut und erworbenem Gut heraus. Die Lockerung und schließliche Auflösung des Sippenbesitzes betrieb vor allem die Kirche, unter deren Drängen der sogenannte Kopfteil eingeführt wurde, über den der Erblasser zugunsten seines Seelenheils, und damit der Kirche, frei verfügen konnte.[13])

Zu den noch immer nicht ausgerotteten Vorurteilen über unsere germanische Vergangenheit gehört die Auffassung von der untergeordneten Stellung der Frau, deren Lage sich erst unter dem Einfluß des Christentums gebessert haben soll. Und doch ergibt sich geradezu das Gegenteil, wenn wir die befremdliche Beurteilung der Ehe durch den Apostel Paulus und sein Wort: „Das Weib schweige in der Gemeinde"[14]) mit dem vergleichen, was Tacitus von den alten Germanen berichtet: „Ja, sie glauben, daß den Frauen etwas Heiliges und Seherisches innewohne, auch verschmähen sie ihre Ratschläge nicht und achten wohl auf ihre Bescheide", und ferner, daß bei ihnen Staaten wirksamer verpflichtet wurden, wenn unter den Geiseln edle Jungfrauen waren. Daß diese hohe Wertschätzung von jeher bestand, haben wir bereits bei der Betrachtung der 2000 Jahre älteren indogermanischen Gesittung gesehen und finden es auch durch die Ausstattung der bronzezeitlichen Frauengräber bestätigt, die der der Männergräber in nichts nachsteht. Für die gleiche Bewertung der beiden Geschlechter spricht auch die Forderung der Ebenbürt der Frau, deren Mangel nahezu Ehehindernis war; denn die Wahl der

Mutter entschied über das Schicksal der Kinder, die stets der ärgeren Hand folgten. Daß geistige wie leibliche Wesensart sich vererbt, ist auch feststehende Überzeugung des deutschen Volksmärchens, dessen Grundzüge in sehr alte Zeiten zurückgehen. Die bei den Germanen herrschende Einehe bezeugt Tacitus ganz ausdrücklich. Und welche Bedeutung unsere Altvorderen selber der Ehe beimaßen, ergibt sich daraus, daß der ursprüngliche Sinn dieses Wortes: Recht, Gesetz, Ordnung ist. Ehe ist Rechtsordnung schlechthin. Sie war mithin unter keinen Umständen eine nebensächliche Angelegenheit, sondern ein höchst wichtiger, unter Beachtung heiliger Bräuche geschlossener Vertrag mit bindenden Rechtsfolgen. Seine Umgehung, etwa durch Entführung, beantwortete eine Sippe, wie in der Vorzeit, sofort mit dem Aufgebot aller ihr zur Verfügung stehenden Machtmittel, um die gestörte Rechtsordnung wiederherzustellen. Schon die Verlobung war ein vollgültiger, nicht ohne Sühne lösbarer Vertrag. Eine alte Bezeichnung für verloben ist noch in dem Wort vermählen erhalten, das auf eine feierliche Verhandlung auf der Mahlstatt, d. h. der Dingstätte, hinweist.[9]) Selbstverständlich konnte kein Vater seine Tochter gegen ihren Willen verheiraten; denn, so heißt es in einem langobardischen Gesetz, es könne ihr nicht schlimmer mitgespielt werden, als daß man ihr einen Gatten aufdränge, der ihr selber mißfalle.[15]) Bei der Verlobung wirkten die näheren Verwandten beratend mit, nicht nur, weil die rechtliche Ebenbürtigkeit der Braut festzustellen war, sondern auch, weil jede Ehe zugleich eine Verbindung zweier Sippen schuf. Doch bedeutete die Eheberatung niemals Ehezwang. Wenn ein Mädchen gegen den Willen seiner Sippe heiratete, verlor es zwar deren Schutz; die Ehe aber blieb gültig. Das Kernstück der germanischen Eheschließung, die im Elternhause der Braut stattfand, war die Trauung, bei der, dem ursprünglichen Wortsinne entsprechend, die Braut dem Bräutigam anvertraut, d. h. auf Treue übergeben wurde.[15]) Den Übergang aus der väterlichen Schutzgewalt in die des Ehegatten versinnbildlicht die feierliche Handergreifung, woran uns die Wendung „jemand um die Hand seiner Tochter bitten" noch heute erinnert. Ein weiterer Höhepunkt des reichentwickelten Brauchtums, das sich zum Teil, wie wir gesehen haben, schon in indogermanischer Vorzeit nachweisen läßt, ist die Heimführung der Braut in das Haus des Bräutigams, der sie dort über die Schwelle trug. Auf alte Überlieferung scheint auch die Vertauschung der Brautkrone mit der Haube zurückzugehen.

Das schönste, was über die germanische Ehe je gesagt worden ist, finden wir noch immer in der Germania des Tacitus. Dort heißt es: „Mitgift bringt nicht die Gattin dem Manne, sondern der Mann seiner Gattin. Zugegen sind Eltern und Verwandte und begutachten die Gaben, Gaben, die nicht zum Vergnügen des jungen Weibes ausgesucht sind, noch zum Putz der jungen Frau, sondern Rinder, ein gezäumtes Pferd, ein Schild mit Speer und Schwert. Auf diese Gaben hin wird die Frau übergeben und bringt auch ihrerseits dem Manne ein Waffenstück mit: Das halten sie für das stärkste Band, das für geheime Weihe, das für göttlichen Eheschutz. Damit die Frau sich nicht außerhalb der Männeraufgaben und außerhalb der Wechselfälle der Kriege wähne, wird sie gleich bei Beginn der Ehe durch die feierlichen Mahnzeichen gemahnt, sie komme als Gefährtin in Mühsalen und Gefahren; im Frieden wie im Kampfe werde sie dasselbe zu dulden und zu wagen haben. Dies bedeutet das Rindergespann, dies das geschirrte Pferd, dies die Waffengabe, so solle sie leben, so in den Tod gehen. Sie empfange, was sie ihren Kindern unversehrt und in Ehren weitergeben, was die Schwiegertöchter erhalten und wiederum die Enkel erben sollen." Diese Worte des römischen Geschichtsschreibers zeigen zur Genüge, daß bei den Germanen seinerzeit die Frau nicht gekauft wurde, ebensowenig wie dies 2000 Jahre früher bei ihren indogermanischen Vorfahren der Fall gewesen ist. Vielmehr gingen die von ihm erwähnten Gaben, die im altgermanischen Recht bald Wittum, bald Mahlschatz, d. h. feierlich vereinbartes Gut, genannt werden, bei allen germanischen Stämmen in den Besitz der Frau über und dienten ihrer

wirtschaftlichen Sicherstellung.[15]) Eine andere Auffassung läßt auch, wie wir bereits gesehen haben, die Grundbedeutung von Wittum, das eigentlich Heimführungsgabe heißt, gar nicht zu. Und unser davon abgeleitetes Zeitwort widmen ist ursprünglich soviel wie ausstatten. Wittum ist Ausstattung. Diese wenigen Feststellungen, die leicht vermehrt werden können, lassen klar erkennen, daß die altgermanische Frau, wenn man die anders gearteten Zeitverhältnisse gebührend berücksichtigt, im wesentlichen dieselbe Bewegungsfreiheit gehabt hat wie die heutige.

Die Tatsache, daß sie, solange Schwertmagen da waren, keinen *Grundbesitz* erbte, hat ihren Grund nicht in geringerer Einschätzung, sondern im Aufbau der germanischen Sippe, die als Verwalter des Sippenguts nur Männer brauchen konnte. Das neue deutsche Erbhofgesetz ist zu dieser Auffassung zurückgekehrt. Die jüngere friesische Gesetzgebung des Mittelalters erweiterte die Rechte der Frau auch auf diesem Gebiete, wie ein Abschnitt aus dem Emsgauer Landrecht des 15. Jahrhunderts zeigt, der als Beispiel für die dichterische Schönheit der alten Rechtssprache hier folgen möge.[16]) Es handelt sich dabei um die drei Voraussetzungen, unter denen eine verwitwete Mutter das Erbe ihres unmündigen Kindes verkaufen darf: „Das ist die erste Not: wo ein Kind gefangen und gefesselt wird nordwärts über die See oder südwärts über die Berge, so muß die Mutter das Erbe ihres Kindes versetzen und verkaufen und ihr Kind lösen und dem Leben erhalten. Die andere Not ist diese: wenn arge Jahre werden, und heißer Hunger über das Land fährt, und das Kind Hungers sterben will, so muß die Mutter ihres Kindes Erbe versetzen und verkaufen und ihm dafür Kuh und Korn und solche Dinge kaufen, damit sie ihm das Leben erhalte. Die dritte Not ist diese: wo das Kind stocknackend oder hauslos ist, und dann die düstre Nacht und der nebelkalte Winter über die Zäune steigt, so fährt ein jeglicher Mensch in seinen Hof und in sein Haus, und das wilde Tier sucht den hohlen Baum und der Berge Schutz, allda es sein Leben behalte; dann weint das unmündige Kind und beklagt seine nackten Glieder und seine Obdachlosigkeit und seinen Vater, der ihm helfen sollte wider den kalten Winter und wider den heißen Hunger, daß er so tief und so dunkel unter Eichenholz und Erde beschlagen ist, besetzt und bedeckt. Hierum muß die Mutter ihres Kindes Erbe versetzen und verkaufen, da ihr die Fürsorge und Verpflichtung obliegt, solange es unmündig ist." Wieweit ist die Gesetzessprache neuerer Zeiten von der wundervollen Anschaulichkeit dieser Sätze entfernt!

Auch an erhebenden Beweisen der *Gattentreue* fehlt es nicht. Statt vieler Beispiele sei hier ein einziges angeführt: Als nach dem Bericht der Njalssaga dem greisen Njal und seiner Frau von ihren Gegnern freier Abzug aus ihrem brennenden Gehöft angeboten wurde, lehnte Njal dies ab, weil er die Schande nicht überleben wollte. Sein Weib Bergthora aber erklärte: „Jung wurde ich dem Njal gegeben; da habe ich ihm versprochen, ein Schicksal solle uns beide treffen." Darauf traten sie in das brennende Haus zurück und fanden darin gemeinsam den Tod. Ist es uns nicht, als liege diesem Ausspruch und jenen Worten des Tacitus von der Schicksalsgemeinschaft der Ehegatten das gleiche uralte Trauungsgelöbnis zugrunde, dessen Wortlaut uns heute leider verloren ist? Jedenfalls zeugt die Tat der Bergthora von weiblicher Größe, die sich würdig an die Seite des Heldentums der Männer stellt, mit dem die Germanen seit Beginn ihrer Geschichte der Welt Bewunderung abgerungen haben.

Der heilige Mittelpunkt des Grundeigentums der Sippe waren die *Gräber der Ahnen*, die von der benachbarten Anhöhe auf das Sippendorf herniederblickten. Hier war zugleich die Dingstätte, auf der, gleichsam in Gegenwart der verstorbenen Angehörigen, alles für das Leben der Sippe wichtige Geschehen vor sich ging. In Nord- und Süddeutschland sind Dingstätten bekannt, aus deren Mitte sich noch heute ein von einem Steinkreis umgebener Grabhügel aus grauer Vorzeit erhebt. Und in frühen Urkunden

wird berichtet, daß die Dingversammlung „am Grabhügel", „im Steinkreis" oder auch „auf der Weihestätte" stattgefunden habe.[17]) Die Nordgermanen nannten ein solches Grab ætthaugr, das ist Sippenhügel, und das gewaltige steinzeitliche Hünengrab bei Wenningstedt auf Sylt heißt Denghoog, Dinghügel. Diese heilige Stätte, die der Sippe bei Abtretung von Grundbesitz bis zuletzt unveräußerlich war, hatte in Deutschland auch den eigenartigen Namen Handgemahl, dessen zweiter Bestandteil, ahd. mahal — feierliche Rede —, sich auch in Mahlstatt und Mahlschatz findet. Der Ausdruck bedeutet daher wörtlich: Spruchstätte der Hände, sei es nach den Schwurhänden, die die Gesippen bei feierlichen Rechtshandlungen an die aus dem Grabhügel emporragende Säule legten[18]), oder nach dem bereits erwähnten bildlichen Vergleich der Sippe mit einem menschlichen Leibe, als dessen Hand sie sich ansahen. Hier fand wohl auch vor dem Sippengenossen die öffentliche Verlobung statt, da die alte Bezeichnung dafür, vermählen, ebenfalls auf diese Mahal-Stätte hinweist. Noch heute pflegen in einigen norddeutschen Gegenden junge Burschen und Mädchen den Bund fürs Leben im Bannkreise vorzeitlicher Gräber zu schließen, weil sie glauben, daß ihrem Versprechen alsdann bindende Kraft innewohne. Ein weiteres Band waren die in der Sippe gebräuchlichen **Vornamen**. Daher konnte der alte Hildebrand des Heldenliedes zu seinem Sohne sagen: „Wenn du mir einen nennst, weiß ich die anderen." Während jedoch Schweden, Goten, Wandaler, Langobarden und Cherusker ihre Namen so bildeten, daß stabreimende Gruppen wie Heribrand, Hildibrand, Hadubrand entstanden, oder aber die Namensbestandteile der Eltern und Voreltern in neuer Zusammensetzung verwandten, so daß die Kinder eines Paares Hildibrand und Gertrud nunmehr Hildiger, Brandger, Gerbrand, Gerhild, Brandhild usw. heißen konnten, kehren bei Isländern Norwegern, Dänen, Sachsen, Franken und Burgunden innerhalb einer Sippe stets dieselben Vollnamen unverändert wieder. Da diese Art der Namengebung sich auch bei den Griechen und Makedonen sowie bei den Persern nachweisen läßt, muß sie als die ältere gelten. Stellen wir nun aber weiter fest, daß man dabei immer nur Namen Verstorbener wählte, die neugeborenen Kinder eigens auf ihre Ähnlichkeit mit einem ihrer Ahnen prüfte und nach diesem benannte, daß Sterbende die Bitte aussprachen, ihren Namen künftigen Kindern zu geben, und den Tod nur als einen vorübergehenden Besuch bei ihren Verwandten im Sippenhügel ansahen, daß wie in der Edda von Helgi und Sigrun, ebenso in den Sagas des öfteren von Männern und Frauen ausdrücklich hervorgehoben wird, sie seien wiedergeboren, daß von den Sweben Ariovists berichtet wird, sie seien Verächter des Todes gewesen in der Hoffnung auf erneutes Leben, daß endlich unser deutsches Wort Enkel eine Ableitung von dem Wort Ahn ist und Großväterchen bedeutet, so haben wir eine Glaubensanschauung von unerhörter Tiefe vor uns, der die Sippe nicht nur eine Einheit der gleichzeitig Lebenden, sondern zugleich eine die Zeiten überdauernde Einheit ist[19]); und ein an den bereits mehrfach herangezogenen Körpervergleich erinnernder Ausspruch des dänischen Geschichtsschreibers **Saxo**, die Sippe sei wie ein Leib, erweist sich somit in doppeltem Sinne als berechtigt.[26]) Die Anschauung von der Wiedergeburt der Sippengenossen hat sich in Resten auch bei Indern, Thrakern und Kelten erhalten, jedoch am besten bei den Germanen, die der alten Heimat der Rasse und den Gräbern der Ahnen treu geblieben waren.

In dieser wundervollen Einheit der Lebenden und der Toten war der einzelne Sippengenosse kein herauslösbarer Teil, sondern unmittelbare Verkörperung der Gemeinschaft selbst. Unvorstellbar war daher Kampf und Streit innerhalb der Sippe; denn die Sippe bedeutete ihrem Wesen nach Aufopferung der Sippengenossen füreinander. Der **heilige Sippenfrieden** zwang zur Unterstützung der Notleidenden, zur Eideshilfe vor Gericht, zur Blutrache, zur Verteidigung des von den Ahnen ererbten Heimatbodens. Jede Vernachlässigung einer solchen Pflicht schändete die Sippe und nahm

ihr das höchste Gut, die Ehre. So waren Friede und Ehre untrennbar verbunden, und Sippenschande führte zum Untergang, weil die heilige Rechtsordnung durch sie gestört wurde. Daher leitet in der Edda der ungesühnte Mord an Baldr die Götterdämmerung und den Zusammenbruch der Welt ein.[20]) War der Sippe *Heil* beschieden, so erwarb sie Macht und Ansehen und blühte in kinderreichen Geschlechterfolgen. Das Heil, der tiefste Wesensausdruck der erbgesunden Sippe, war angeborene, von den Göttern verliehene Lebenskraft, die die Gemeinschaft unüberwindlich machte.[20]) Es gab ihr eine Kraft der Selbstbehauptung, die hoch über der Unsicherheit seelisch zerrissener Zeiten steht, und wirkte solange, wie die rassegebundene Weltanschauung unserer Vorfahren ungebrochen war. Daher siechte die Sippe seit der Übernahme des Christentums, das auf anderer rassenseelischer Grundlage erwachsen war, schnell dahin und hielt sich nur auf einem eng begrenzten Gebiet unseres Vaterlandes über das Ende des Mittelalters hinaus.

Die Landschaft, in der Sippenverbände das schier Unglaubliche fertig gebracht haben, nicht nur das römische, sondern auch das kirchliche Recht von der Heimat fernzuhalten, war das kleine *Dithmarschen* an der Westküste Schleswig-Holsteins. Hier galt nur das im eigenen Lande entstandene Recht, und daher gab es freies bäuerliches Grundeigentum, völlige Gewerbefreiheit und keine Spur von Frondienstpflicht. Aufgabe der Sippenverbände war wie vor viertausend Jahren: gegenseitige Unterstützung in Not und Gefahr, Eideshilfe vor Gericht, Rechtsschutz gegen Gewalttat, gemeinsame Heerfahrt, Totenwache und Ehrengeleit bei Begräbnissen. Die in Bundbriefen oder Beliebungen niedergelegten Rechte und Pflichten der Sippengenossen durchzog der Grundgedanke, daß alle für einen, einer für alle stehen sollte.[21]) An der Spitze der Verbände standen Altermänner, die sich wie der Adel „zu Helm und Schild geboren" und Hauptleute nannten und Heeresdienst zu Pferde leisteten.[22]) Welche Macht einzelne dieser Bauerngeschlechter besaßen, ergibt sich daraus, daß von den 6000 Mann, die Dithmarschen ins Feld sandte, allein die Sippe der Woldersmannen 509, die der Itzemannen 300 stellte. Aus der Zahl der hundert mit Namen bekannten Verbände, die auch eigene Wappen führten, seien noch genannt: die Bojemannen, Ebbingmannen, Jerremannen, Siewertsmannen, Vogdemannen und Wennemannen. Nachgerühmt wird ihnen Gastfreundschaft, Rechtssinn und heldenmütige Tapferkeit, wovon sie noch im Jahre 1500 rühmliches Zeugnis ablegten, als sie in der mörderischen Schlacht bei Hemmingstedt das Ritterheer des dänischen Königs vernichteten. Ohne die Sippenverbände wäre die Erhaltung der Freiheit und Unabhängigkeit Dithmarschens durch die Jahrhunderte hindurch nicht möglich gewesen.[23]) Indessen waren die Verbände schon seit dem 15. Jahrhundert in Gegensatz zu der erstarkenden Landesgewalt geraten, die das hier und da ausartende Fehderecht durch Verordnungen einzudämmen bemüht war. Als neuer Gegner trat seit der Einführung der Reformation im Jahre 1532 die Kirche auf den Plan, die die Bundbriefe als heidnisch bekämpfte. Bereits 1538 erwirkte sie ihre Abschaffung und versetzte damit den Sippenverbänden einen so schweren Schlag, daß die Landesregierung es 1543 wagen konnte, diese selber kurzerhand aufzulösen. Zwar bestanden sie als Wohltätigkeitsvereine hier und da noch einige Zeit weiter, verschwanden aber, zur Bedeutungslosigkeit verurteilt, nach und nach vollständig.[21]) Damit stehen wir am Ende einer vieltausendjährigen ununterbrochenen Entwicklung des Nordischen Sippengedankens, der im tiefsten Wesensgrunde der nordischen Rassenseele wurzelte und mit der Großzügigkeit und Geschlossenheit seines Aufbaus einzig in der Welt dastand.

Abschließend werfen wir nunmehr noch einen Blick auf sein *Wiederaufleben in unseren Tagen*. Bereits einige Jahrzehnte vor der gewaltsamen Unterdrückung der letzten alten Sippenverbände in Niedersachsen hatte 1517 das obersächsische Geschlecht v. *Bünau* den ersten neuzeitlichen Familienverband gegründet, dem ganz allmählich weitere folgten. Doch waren es lange

Zeit hindurch fast ausschließlich adelige Geschlechter, die das Bedürfnis eines engeren Zusammenschlusses der Sippengenossen empfanden. Etwa seit der Jahrhundertwende traten neben ihnen immer mehr auch bürgerliche und bäuerliche Geschlechter hervor.

Fragen wir nunmehr noch, welche Aufgaben heute einer nordischen Sippe zu stellen sind, so kommen wir zu der beglückenden Erkenntnis, daß es im Grunde dieselben sind, die unseren nordischen Ahnen bereits vor 4000 Jahren als selbstverständliche Forderungen galten: Ehrung der Ahnen, Pflege der Gemeinschaft, rassische Auslese. Das Gedächtnis der Ahnen ehren wir, indem wir alles, was uns über sie an mündlicher, schriftlicher und bildlicher Überlieferung erreichbar ist, gewissenhaft sammeln und aufbewahren, um daraus von ihrer seelischen und leiblichen Wesensart, ihrem Wirken und Schaffen sowie ihren wichtigsten Lebensschicksalen ein anschauliches Bild zu entwerfen, dessen lebendige Züge sich unverlierbar in die Herzen ihrer Nachfahren eingraben sollen. Aus solchen Anfängen erwächst allmählich das Sippenarchiv mit seinen Urkundensammlungen und die auf ihnen aufgebaute Sippengeschichte, die der Überlieferung Dauer verleiht. Der Gemeinschaftsgedanke fordert wie einst gegenseitige Hilfe in der Not, gemeinsame Sorge für die Erziehung der Jugend, Erhaltung des Grundbesitzes der Sippe zur Wahrung der Verbundenheit mit der heimischen Scholle und den Gräbern der Ahnen; ferner Pflege nordischer Lebenshaltung und einer sippeneigenen Namengebung, die durch Wiederholung weniger, ausgewählter Vornamen die Jahrhunderte umklammert und bei den Lebenden das Gefühl der Einheit mit den verstorbenen und den künftigen Sippengenossen stärkt. Wir sollten auch wieder lernen, in Sippenreihen zu denken, die Enkel und Großeltern durch unmittelbare mündliche Überlieferung verbinden und damit leicht hundert und mehr Jahre überbrücken. Kaum zehn solcher Reihen führen uns bereits in altgermanische Zeiten zurück. Und noch nicht vierzig trennen uns vom Ende der jüngeren Steinzeit, wo die nordischen Völker auszogen, die Welt zu erobern. Die Ausleseforderungen, über deren Bedeutung hier nichts gesagt zu werden braucht, lassen sich ebenfalls in wenige Worte zusammenfassen. Sie heißen: Erbgesundheit, hochwertige Rassenanlagen und Kinderreichtum. Nur erbgesunde Sippen mit hochwertigen Rassenanlagen und zahlreichen Kindern können hoffen, sich auf die Dauer im Kampf ums Dasein durchzusetzen und ihrem Volk führende Männer zu schenken.[27]) Dieses Ziel zu erreichen, gibt es nur einen einzigen Weg: die Ergänzung der Sippe durch erbgesunde, rassisch hochwertige Frauen. Über die Herkunft der Sippe entscheidet mithin zu allen Zeiten eine ebenbürtige Gattenwahl.

Da im letzten Grunde alle geschichtliche Größe der nordischen Völker aus ihrer einzigartigen Sippenverfassung erwuchs, die ihnen immer wieder leistungsfähige Führergeschlechter schenkte, tun wir gut, auf die sinnvolle Lebensordnung der Altvorderen, wo irgend möglich, zurückzugreifen und an ihrem Vorbild zu lernen. Ehrung der Ahnen, Einheitsbewußtsein der Sippe und Hochachtung der Frau und Mutter, alle drei im seelischen Urgrunde der nordischen Rasse wurzelnd, verbinden uns nicht nur mit fernen vorgeschichtlichen Zeiten, sondern bilden zugleich einen Kraftquell für die Zukunft, dessen Ausschöpfung kaum erst begonnen hat. Gelingt es, diesen Kraftquell sich voll auswirken zu lassen, so verbürgt er unserem Volk ewige Dauer.*

### Quellennachweis.

1. Schrader-Nehring, Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde, 1917/23. — 2. A. Schulten, Numantia, 1914. — 3. H. Zimmer, Das Mutterrecht der Pikten usw. Ztschr. d. Savigny-Stiftung für Rechtsgesch. XV. Bd. Rom. Abt. 1894. — 4. B. Delbrück, Die indogermanischen Verwandtschaftsnamen; Abh. d. phil.-hist. Kl. d. Kgl. Sächs. Ges. d. Wiss. 11. Bd., 1890. — 5. E. Hermann, Die Eheformen der Urindogermanen, Gött. Ges. d. Wiss. 1934. — 6. G. Bühler, The laws of Manu, Sacred Books of the East, XXV. 1886. —

7. E. Bethe, Ahnenbild und Familiengeschichte bei Römern und Griechen, 1935. — 8. W. Haedicke, Die Gedanken der Griechen über Familienherkunft und Vererbung, 1937. — 9. J. Hoops, Reallexikon der germanischen Altertumskunde, 1911. — 10. L. Günther, Deutsche Rechtsaltertümer in unserer heutigen deutschen Sprache, 1903. — 11. B. E. Siebs, Grundlagen und Aufbau der altfriesischen Verfassung, 1933. — 12. J. Braude, Die Familiengemeinschaften der Angelsachsen, 1932. — 13. O. Grelck, Das germanisch-deutsche Familiengut nach seiner Auflockerung, Würzb. Diss. 1936. — 14. G. Neckel, Liebe und Ehe bei den vorchristlichen Germanen, 1932. — 15. G. Merschberger, Die Rechtsstellung der germanischen Frau, 1937. — 16. W. Heuser, Altfriesisches Lesebuch, 1903. — 17. H. Meyer, Rasse und Recht bei den Germanen und Indogermanen, 1937. — 18. H. Meyer, Das Handgemal, 1934. — 19. K. A. Eckardt, Irdische Unsterblichkeit, 1937. — 20. W. Grönbech, Kultur und Religion der Germanen I, 1937. — 21. Dr. Kracht, Bilder aus dem Dithmarscher Volksleben, Kunstkalender v. Schlesw.-Holst. 1923. — 22. R. Wiebalck, Die Geschlechter in Nordfriesland, Schlesw.-Holst. Jahrbuch 1922. — 23. C. Rolfs, Dithmarscher Geschlechter, Schlesw.-Holst. Kunstkalender 1914. — 24. W. Frick und A. Gütt, Nordisches Gedankengut im Dritten Reich, 1936. — 25. E. Westermarck, A Short History of Marriage, 1926. — 26. Saxo Grammaticus, Historia Danica, VII, 125 (Frdl. Hinweis des Herrn Dr. e. h. O. S. Reuter). — 27. H. F. K. Günther, Führeradel durch Sippenpflege. 1936.

*) Im Winter 1938/39 vor zahlreichen Ortsgruppen der Nordischen Gesellschaft als Vortrag gehalten.

# Bevölkerungspolitik umstritten

## Schweden befürwortet legalen Schwangerschaftsabbruch / Papst warnt vor Abtreibung

**DW. Mexiko-Stadt**

Auf der 2. Weltbevölkerungskonferenz der Vereinten Nationen in Mexiko-Stadt hat die schwedische Gesundheitsministerin Gertrud Sigurdsen ein von amerikanischen Vorstellungen in der Abtreibungsfrage grundsätzlich abweichendes Konzept vorgetragen. „Ich möchte allen Frauen in der Welt Zugang zu legalen und sicheren Schwangerschaftsabbrüchen gewähren", sagte die Schwedin im Gegensatz zu der auf der Konferenz von der US-Delegation vorgetragenen Auffassung. Die Vereinigten Staaten lehnen danach Abtreibungen als Mittel der Geburtenkontrolle strikt ab und verweigern Finanzhilfe für Programme zur Familienplanung mit Hilfe legaler Schwangerschaftsabbrüche.

In einer Botschaft an die Konferenz hat Papst Johannes Paul II. erneut die Praktiken der Sterilisierung und der Abtreibung verurteilt. Alle Maßnahmen von Regierungen und öffentlichen Institutionen, die Freiheit der Eheleute hinsichtlich der Zahl ihrer Kinder einzuschränken, seien eine schwere Beleidigung der Menschenwürde, heißt es darin.

### Privatinitiative hilfreich

Deshalb müsse jede Gewalt, die von Behörden zugunsten der Empfängnisverhütung, der Sterilisierung und der legalen Abtreibung ausgeübt werde, energisch verurteilt und zurückgewiesen werden. Als äußerst ungerecht wies der Papst auch eine Politik zurück, die Wirtschaftshilfe von Programmen der Empfängnisverhütung und Sterilisierung abhängig mache.

Der amerikanische Delegierte Ben Wattenberg vertrat in einer Rede die Auffassung, daß eine Wirtschaftspolitik, die Einzelpersonen und Unternehmen in einem freien marktwirtschaftlichen System zur Produktion von Gütern und zum Angebot von Dienstleistungen ermutige, zu realem Wachstum und damit letztlich zu kleineren Familien sowie zu einer Verringerung der Geburtenraten führe. Der Hauptausschuß der Konferenz lehnte jedoch eine eingehende Aussprache über die amerikanische Anregung ab, solange die Änderungswünsche der US-Regierung zu einer Reihe von Entschließungsanträgen noch nicht schriftlich vorlägen.

Wattenberg fügte hinzu, daß eine Politik der freien Marktwirtschaft weltweit die beste Antwort auf die Herausforderung durch die globalen Bevölkerungsprobleme darstelle. Im Diskussionspapier der USA wird in Abrede gestellt, daß es wirklich eine weltweite Bevölkerungskrise gebe. Der durch freie Marktwirtschaft geschaffene Wohlstand könne zur Lösung dieses Problems führen.

Der Präsident der Weltbank, der Amerikaner Clausen, setzte sich nachdrücklich für die Weiterentwicklung der Strategie der Familienplanung in den Entwicklungsländern ein. Auf einen der Konferenz vorliegenden Bericht der Weltbank gestützt, warb Clausen um mehr Mittel für „eine Kombination wirtschaftlicher und sozialer Entwicklung mit Familienplanung" und setzte sich damit in Gegensatz zur US-Regierung. Er teilte mit, die Weltbank habe seit 1970 insgesamt 14,25 Milliarden Mark für Bevölkerungsprojekte ausgegeben und über 285 Millionen Mark für Gesundheitsprojekte mit Familienplanung. In den nächsten fünf Jahren wolle die Bank in Afrika mehr als 20 Bevölkerungsprojekte unterstützen.

Wang Wei aus der Volksrepublik China verwies auf das seit 1979 in seinem Land angelaufene Programm „ein Paar, ein Kind". Dies heiße aber nicht, daß in jedem Fall nur ein Kind erlaubt sei. China habe sich zum Ziel gesetzt, seine Bevölkerung am Ende dieses Jahrhunderts auf 1,2 Milliarden Einwohner zu begrenzen. Die Zuwachsrate der Bevölkerung sei von 2,1 Prozent 1973 auf 1,2 Prozent im Jahr 1983 gesenkt und der Lebensstandard verbessert worden.

### Abrüstung verlangt

Indiens Gesundheitsminister Shankarananda sagte, in seinem Land werde die Familienplanung seit 1952 gefördert und sei „völlig freiwillig". Indien habe niemals Zwangssterilisierungen praktiziert. Er verwies auf den Zusammenhang zwischen Unterentwicklung und dem Rüstungswettlauf, der alle Mittel verbrauche, die für die Sicherung besserer Lebensbedingungen und der Stabilität eingesetzt werden müßten. Der Gesundheitsminister von Bangladesh, Shamsul Haq, erklärte, daß nach den Erfahrungen vieler Entwicklungsländer die Familienplanungsprogramme auf kurze Sicht den größten Einfluß auf die Senkung der Geburtenraten hätten.

Der sowjetische Delegierte Alexej Newsorow vertrat den Standpunkt, Abrüstungsmaßnahmen seien die unabdingbare Voraussetzung für jede wirtschaftliche und soziale Entwicklung und damit auch für eine Lösung der demographischen Probleme. Newsorow machte „aggressive imperialistische Kreise" für die wirtschaftliche und politische Instabilität in der Welt verantwortlich.

Die Welt, 9.8.1984

# Alte Bräuche aus Ost und West

## Die Vielfalt der deutschen Kulturlandschaft

Wenn der gestirnte Weihnachtshimmel wieder über unserem Lande steht, denken unter dem strahlenden Lichterbaum noch viele Millionen Heimatvertriebene selig, aber auch mitunter bitter und bedrückt, an die vertraute heimelige Welt ihrer Kindheit und Jugend zurück. Als Greise, Frauen und Kinder Hab und Gut verlassen mußten, um bei beißender Kälte, dichtem Schneetreiben und eisigen Winterstürmen auf hartgefrorenen Straße keuchend und hastend in überstürzter Flucht den niederwalzenden Panzermassen zu entkommen, brach ihnen eine Welt zusammen.

Doch Millionen gelang es nicht einmal nach grenzenlosem Leid und kräftezehrenden Strapazen das nackte Leben zu retten, um in vollgepferchten Massenlagern und Elendsquartieren des zerstörten Landes 1945 die erste Weihnachten in Freiheit und Frieden bei Hunger und Kälte zu erleben.

Doch in den Weihnachtsfeiern und Weihnachtsbräuchen der verschiedenen deutschen Landsmannschaften spiegelt sich noch soviel von der Seele dieses geprüften Volkes wider und erhält uns so das reiche Kulturerbe des einstmals blühenden deutschen Ostens . . .

Die meisten Bräuche stammen noch aus uralter Volksüberlieferung unserer Vorfahren und wurden klugerweise von der Kirche übernommen und behutsam sinnverändert ihrer Heilslehre angepaßt weitergegeben. In der Zeit, da die Sonne ihren tiefsten Stand erreicht, begegnet sich so der Glaube an den Heiland mit der Hoffnung, auf die Wiedergeburt des Lichts.

Schon die Laternenumzüge am St.-Martins-Tag (dem 11. November) eröffnen den Vorweihnachtszauber über unserem Land. Nicht nur im Rheinland, sondern auch in Thüringen, Franken und Schwaben ziehen die Kinder mit bunten selbstgebastelten Laternen hinter dem Schimmelreiter St. Martin einher, singen das Martinslied und bekommen dafür kleine Gaben. Früher trug man anstelle der farbenfrohen Papierlaternen ausgehöhlte Kürbisse, Rüben und Gurken, in die menschliche Gesichter, Sonne, Mond und Sterne geschnitzt waren.

### St. Nikolaus und seine Begleiter

In vielen Gegenden Deutschlands, besonders aber in Pommern, zogen in der Vorweihnachtszeit vermummte Gestalten, Schimmelreiter und Bär, Storch und „Schabuck" — ein Felldämon — durch die Dörfer. In der märkischen Grafschaft Ruppin war es der Schimmelreiter mit der Christpuppe und anderen Vermummten. In Ostpreußen begleiteten Schimmel, Bär, Storch und Ziege den „Nätklas", den heiligen Nikolaus am 6. Dezember.

Sankt Nikolaus bleibt nun mal die Hauptperson dieser Vorweihnachtsbräuche als Kinderfreund und Gabenbringer und als Schutzpatron der Kaufleute, Schiffer und Scholaren.

Auf einem Schimmel reitend, kommt der Nikolaus durch die Lüfte und wirft seine Gaben in den Schornstein, in den die Kinder ihre Schuhe stellen. In Niederbayern legen die Buben Mützen und die Mädel Teller oder Schuhe vor das Fenster, doch nur die artigen Kinder erhalten Geschenke, während die unartigen Rüben oder eine Rute vorfinden. Nikolaus und Ruprecht, Pelzmärtl und andere weihnachtliche Gabenbringer fließen in der Gestalt des Weihnachtsmannes zusammen.

Christliche und heidnische Bräuche vermischen sich auch im Buttmandl-Laufen in Berchtesgaden. Dort reitet Sankt Nikolaus im Bischofsornat, von einem „Nikolo-Weibel" begleitet, durch die Stadt und bringt Gaben für die Kinder. Zu seinem Gefolge gehören die „Buttmandln", acht junge Burschen, jeder in einem Strohballen eingebunden, mit Kuhglocken behängt und fratzenhaften Fellmasken über dem Kopf. Dazu kommen noch drei „Gankerl" (Teufel), zottige Fellmänner mit Teufelsfratzen und langer roter Zunge.

Nürnberg, die Spielzeug- und Lebkuchenstadt, mit seinem berühmten Christkindlesmarkt, überliefert uns eine sehr alte Kunde vom Weihnachtsbaum. Beim Urbansritt, der im alten Nürnberg im Mai stattfand, trug man vor Jahrhunderten dem Heiligen einen mit Spiegelchen behängten Tannenbaum voraus, der damit als Vorläufer des damals noch unbekannten Weihnachtsbaums gilt.

Die schöne Sitte in unseren Städten auf öffentlichen Plätzen einen „Weihnachtsbaum für alle" aufzustellen, stammt aus Weimar.

Im Weimar Goethes stiftete der Hofbuchhändler Hoffmann in den Jahren nach den Befreiungskriegen einen „Christbaum für arme Kinder".

### Wunderwelt der Christnacht

Lichtträger sind auch die Weihnachtspyramiden, die im Erzgebirge angefertigt werden. In den Städten und Dörfern zwischen Zschoppau und der Zwickauer Mulde stellt man die „Weihnachtsberge": als Gemeinschaftserzeugnisse örtlicher Schnitzvereine zur Schau. Es sind von Kerzen umrahmte Holzstabgestelle, bei denen die Lichtwärme ein Flügelrad in Bewegung setzt. Auf öffentlichen Plätzen kann man sieben bis zehn Meter hohe „Pyramiden für alle" bewundern und bestaunen, wahre Krippenberge mit Darstellungen aus der Natur und dem Leben der engeren Heimat.

So baute man in Schlesien die „Weihnachtszepter" und in Bayern die lichterbestückten „Paradeise". Die Fischer auf der pommerschen Insel Hiddensee bastelten ihre „Bügelbäume" aus Nüssen, Backwerk und Kerzen, und die Friesen auf der Insel Föhr Weihnachtsgestelle aus Äpfeln, Zukkerwerk und Gebäckstücken.

Hier und dort auf dem Lande erleben Mensch und Tier noch gemeinsam das Wunder der Christnacht, wie im Stalle zu Bethlehem. In vielen Gegenden gibt man dem Vieh am Weihnachtsabend neunerlei Futter oder füttert es in der Wohnstube. Die Obstbäume erfahren die gleiche brüderliche Liebe: man legt Weihnachtsspeisen auf ihren Wurzelteller, behängt ihre Zweige mit Kuchen, Weihnachtsäpfeln und schlesischen Klößen.

In Pommern, Sachsen und anderen mitteldeutschen Landschaften ist das Quempas-Singen ein Höhepunkt der Weihnachtszeit. Der Name „Quempas" stammt von dem Anfang des alten lateinischen Kirchenliedes „Quem pastores lauvadere" („Den die Hirten lobten sehre"). Vor Weihnachten werden in der Schule die Quempas-Chöre mit alten lateinischen Kirchenliedern eingeübt, die dann am Weihnachtstag erklingen.

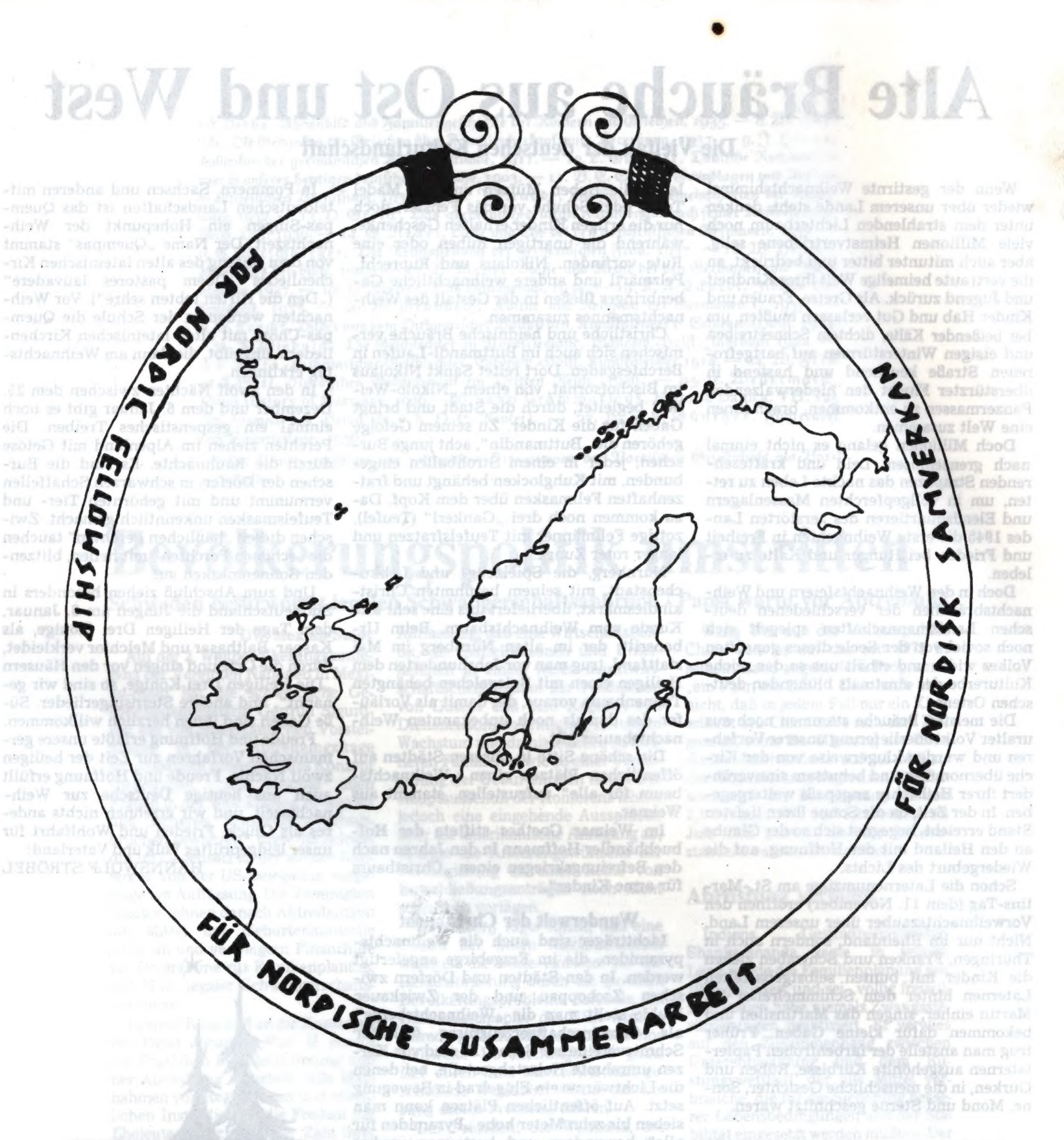
In den zwölf Nächten zwischen dem 25. Dezember und dem 6. Januar gibt es noch einmal ein gespenstisches Treiben. Die Perchten ziehen im Alpenland mit Getöse durch die Rauhnächte. Es sind die Burschen der Dörfer, in schwarzen Schaffellen vermummt und mit gehörnten Tier- und Teufelsmasken unkenntlich gemacht. Zwischen diesen „häßlichen Perchten" tauchen die „schönen Perchten" mit hellen, blitzenden Sonnenmasken auf.

Und zum Abschluß ziehen besonders in Süddeutschland die Jungen am 6. Januar, dem Tage der Heiligen Drei Könige, als Kaspar, Balthasar und Melchior verkleidet, durch die Orte und singen vor den Häusern „Die Heiligen Drei Könige, so sind wir genannt", und andere Sternsingerlieder. Süße Gaben sind ihnen herzlich willkommen.

Freude und Hoffnung erfaßte unsere germanischen Vorfahren zur Zeit der heiligen zwölf Nächte. Freude und Hoffnung erfüllt auch uns heutige Deutsche zur Weihnachtszeit, und wir ersehnen nichts anderes als Glück, Frieden und Wohlfahrt für unser leidgeprüftes Volk und Vaterland!

HANNSWOLF STRÖBEL







Ehrenamtlicher Verlag: Gesamtdeutsche Warte, Tresckowstraße 52, 2000 Hamburg 19, Telefon 040 / 40 31 18.

Verantwortlich f.d.Inhalt: RA Jürgen Rieger, 2000 Hamburg 55.

Bezug nur gegen Vorkasse beim Verlag. Für unverlangte Einsendungen keine Gewähr

Verantwortlich für den Inhalt der Beiträge ist der jeweilige Verfasser.

PREISE bei Nachbestellung dieser Zeitschrift: (nur gegen Vorkasse)

1 Exempl. DM 2,50 / 5 Exempl DM 10 -- / 25 Exempl. DM 40,--

KONTEN: Postscheckkonto Hamburg 1464 47-204 oder 3040 45-203 (Albrecht Müller) oder
Dresdner Bank Hamburg, Kto. 4 110 523 (Albrecht Müller/ Gesamtdeutsche Arbeitsgemeinschaft).